Die Klatschrosenwiese

oder:

Der verborgene Schatz.

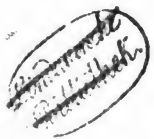
Von

Ch. Paul de Kock.

Aus dem Französischen

von

Dr. G. F. W. Rödiger.



Wie schön bist Du mit deinen Wäldern,
Mit deinen Auen, deinen Feldern,
Mein Heimatland!
Dort, Schwester, auf den sonn'gen Höhen,
Dort möcht' ich wandeln, mich ergeben
An deiner Hand.

Chateaubriand.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1862.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Ein Capitel, das keines ist.

Kleine Plauderei.

Ist es Dir nicht zuweilen begegnet, liebe Leserin, oder lieber Leser . . . doch nein, die liebe Leserin ist mir lieber, ich habe mich immer lieber mit Damen als mit Männern unterhalten. — Man wird sagen, ich sei des Plauderns nicht überdrüssig geworden! Ich will jedoch nicht behaupten, daß die Männer nicht zu plaudern verstehen; es gibt sehr liebenswürdige, geistreiche Männer, das ist bekannt, aber im Allgemeinen wird es ihnen schwer, unterhaltend zu sein, ohne spöttisch und boshaft zu werden, und das ist schade. Ich weiß wohl, daß es hienieden üblich ist, sich über Andere lustig zu machen, aber wenn man zuweilen versuchen wollte, gut zu sein, würde man vielleicht nicht schlechter dabei fahren.

Ich kehre zu den Damen zurück. Ich will auch nicht behaupten, daß sie einander nie verleumden und anschwärzen. Man würde mir nicht glauben, wenn ich es sagte. Aber in der Art, wie sie sich gegenseitig verspotten, liegt etwas Pikanteres, Originelleres. Sie gehen nicht wie die Männer gerade derb auf das Ziel los; sie flattern wie die Biene um die Blume, die sie stechen wollen; so z. B. sagen sie nicht: »Madame N. war gestern Abends schlecht frisirt!« Sie sagen: »Haben Sie gestern Madame N. gesehen . . . sie, die gemeiniglich recht gut frisirt ist! Haben Sie den

Digitized by Google

Blumenbüschel bemerkt, der ihr auf die Stirne herabhing? Sie sah aus wie der Esel meiner Milchfrau am Palmsonntage! ... Wie kann man sich so aufputzen lassen! Wahrhaftig es thut mir leid um sie.«

Doch wohin verirre ich mich! ich hatte dieses Gespräch nicht angeknüpft, um dies zu erzählen; ich kehre zu der Sache zurück, die ich auf dem Herzen habe.

Es werden Ihnen zuweilen Personen begegnet sein, die Sie kaum kennen, deren Namen und Gesicht Sie vielleicht schon vergessen haben, und die Ihnen mit dem Ausdruck der Ueberraschung in den Weg treten und Sie von Ihren Geschäften abhalten, um Ihnen Dinge zu sagen, welche Ihnen nach ihrer Meinung höchst angenehm sein müssen, wie zum Beispiel:

„Was? Sie sind's ... Ach! ich mag meinen Augen kaum trauen!«

„Was ist denn an unserer Begegnung so Außerordentliches?«

„Es sind ja mindestens zwei Jahre, daß ich Sie nicht gesehen habe!«

„Das ist wohl möglich. Wenn man nicht dieselben Gesellschaften besucht, so ist es in Paris nicht selten, daß man sich in mehreren Jahren nicht sieht.«

„Sie sind wohl krank gewesen?«

„Nein! ... im Gegentheil, ich habe mich immer wohl befunden.«

„Aber Ihre Augenwinkel sind gelb ...«

„Wahrscheinlich kommt diese Farbe von dem Vergnügen, das mir Ihr Anblick gewährt.«

„Und Ihre Gicht?

»Sie läßt mich in Ruhe, seitdem ich Theerwasser trinke. Dieses Mittel haben die Aerzte bisher noch nicht gegen die Gicht verordnet, und wahrscheinlich werden sie auch nie daran glauben. Aber ich rathe vielen Gichtkranken, es zu versuchen, um so mehr, da es nicht schadet, wenn's nicht hilft.«

»Haha! Theerwasser . . . Sie scherzen!«

»Sie mögen immerhin darüber lachen, ich werde mich dadurch nicht abhalten lassen, es zu trinken.«

»Man hatte mir schon gesagt, Sie wären todt.«

»Sie sehen, daß man Ihnen eine Unwahrheit gesagt hat.«

»Sonderbar!«

»Sie finden es sonderbar, daß ich nicht todt bin? Es scheint Ihnen unangenehm zu sein.«

»O, wie können Sie das glauben! Im Gegentheil. Aber es ist doch ärgerlich, sich so von Entenfabrikanten foppen zu lassen. Man glaubt am Ende gar nichts mehr.«

»Ich versetze mich an Ihre Stelle, und es ist mir jetzt höchst unangenehm, daß ich nicht gestorben bin. Sie wären dann nicht von einer Ente gefoppt worden. Ich werde trachten, daß es nicht mehr der Fall sein wird, wenn wir uns begegnen.«

Der Herr entfernt sich etwas ärgerlich, weil er bemerkt, daß Sie ihn zum Besten haben. Aufrichtig gesagt, finden Sie nicht, daß er es verdiente?

Ich besuchte zuweilen eine gewisse Kuchenbäckerin. Die Kuchenbäckerläden waren von jeher meine schwache Seite. — Diese Frau, die mich seit einiger Zeit nicht gesehen hatte, machte mir eines Tages dasselbe Compliment

Digitized by Google

wie der oben genannte Herr. Ich betheuerte ihr, daß man sie getäuscht habe; sie war so gefällig, mir zu glauben, und damit war die Sache abgethan. Aber als ich nach noch längerer Zeit eines Abends wieder in ihren Laden kam, gab sie ihr Erstaunen zu erkennen.

»Was gibt's denn?« fragte ich.

»Man hatte mir wieder auf das Bestimmteste versichert, Sie wären vor sechs Monaten gestorben!«

Dieses Mal nahm ich, von der Unverbesserlichkeit der Kuchenbäckerin überzeugt, eine wichtige Miene und eine möglichst hohle Grabesstimme an und antwortete ihr ganz ernsthaft:

»Es ist wahr, Madame, man hat Sie nicht getäuscht: ich bin damals wirklich gestorben; aber ich pflege wiederzuerscheinen — und da bin ich.«

Die Kuchenbäckerin wurde leichenblaß, sie behielt kaum so viel Fassung, um mir auf ein Zwanzigsousstück herauszugeben. Ich glaube, es wäre ihr sehr lieb gewesen, wenn ich ohne zu zahlen fortgegangen wäre, um von meiner Gegenwart schnellst befreit zu werden. — Die arme Kuchenbäckerin! sie hielt mich für ein Gespenst! Ich bin seitdem nicht wieder in den Laden gekommen; ich fürchte, daß sie, sobald sie mich wiedersieht, auf ihrem Butterteig in Ohnmacht fällt.

Eine zweite Reihe von angenehmen Personen sind die Leute, die uns kaum, vielleicht gar nicht kennen und gleichwohl unsere Freunde zu sein behaupten, weil sie uns im Kaffeehause eine Zeitung gereicht haben.

»Ei! guten Morgen, lieber Freund, es freut mich unendlich, Sie zu sehen.«

Digitized by Google

»Mein Herr ... ich ...« (Wir beſinnen uns auf den Namen des lieben Freundes, den wir nicht erkennen, wir erinnern uns desſelben ſo wenig wie ſeines Geſichts. Wir laſſen ihn reden, in der Hoffnung, daß er uns vielleicht ſagen wird, woher er uns kennt; aber er hütet ſich wohl, er weiß es ja ſelbſt nicht.)

»Sie befinden ſich immer wohl?«

»O ja...«

»Sie ſehen prächtig aus ... auf Ehre, Sie werden immer jünger!«

»Sie ſind ſehr gütig.«

»Sie arbeiten jetzt wohl nicht ... Sie ruhen ſich aus.«

»Entſchuldigen Sie, ich arbeite ſehr viel, ich ſchreibe unabläſſig ... ein neuer Roman von mir iſt erſt unlängſt erſchienen.«

»Nicht möglich! ... Wie, Sie arbeiten noch! Das wundert mich ſehr!«

Man fühlt den Senf in die Naſe ſteigen, man möchte dem Herrn antworten: »Sie ſind ein Eſel, ein Einfaltspinſel! Ihr Erſtaunen iſt albern und unhöflich; laſſen Sie mich in Ruhe und gehen Sie.«

Aber da die Einfaltspinſel hienieden im Grunde die überwiegende Mehrheit bilden, ſo bedenken wir, daß man die Menſchen nehmen muß, wie ſie ſind, und antworten gelaſſen:

»Warum wundert es Sie denn, daß ich noch arbeite? Iſt es Ihnen etwa unangenehm?«

»Mir! Keineswegs ... aber ich dachte ...«

»Sie dachten, daß ich ſeit vierzig Jahren Romane ſchreibe, daß in den Künſten und für die Leute, die ſich

Digitized by Google

einen Namen gemacht haben, vierzig Jahre so viel wie achtzig scheinen! Man gibt einen Schriftsteller, von dem man seit vierzig Jahren spricht, für einen hundertjährigen Greis aus; eine Schauspielerin, die seit fünfundzwanzig Jahren applaudirt wird, muß ein halbes Jahrhundert alt sein, oder man zieht ihre Lebensbeschreibungen zu Rathe, die im Allgemeinen nie die Wahrheit sagen.«

Bei den Biographien erinnere ich mich eines ziemlich langen Artikels über mich, der vor einiger Zeit in einer großen, nicht täglich erscheinenden Zeitung stand. Dieser Artikel, von einem sehr talentvollen und geistreichen, aber von einer unüberwindlichen Neigung zum Spott beherrschten Manne geschrieben, war eigentlich keine Biographie, nahm aber doch den Ton einer solchen an. Nachdem der Verfasser seine Meinung über meine Schriften gesagt, wollte er mich in meinem Privatleben zeigen und beschrieb sogar meine Wohnung in Paris; aber da war er auf einem falschen Wege, denn er sprach von Dingen, die er sicherlich nicht gesehen hatte, denn er war nur ein einziges Mal, mitten im Sommer, zu mir gekommen. Im Sommer wohne ich auf dem Lande, und wenn ich zufällig nach Paris komme, so öffne ich nur sehr selten meine Fensterläden. Dieses Halbdunkel ist wahrscheinlich die Ursache, daß dieser Herr in meinem Salon nur Kupferstiche in Holzrahmen gesehen hat. Ich habe aber nicht einen einzigen Kupferstich; dafür enthält mein Salon viele Gemälde, meistens freundschaftliche Andenken von Court, Mallebranche, Boisselier, Pâris, Raymond, Eustache Lorsey, Belin, Justin Ouvrié, Worms, Maricot, Gallier, Fontaine, Raverat, Thévenin, Schlepky ꝛc. ꝛc. Ich habe

Digitized by Google

keinen Platz für Kupferstiche und überdies würde ich dieselben nicht neben Gemälde hängen, non est hic locus. Die Beschreibung meiner Wohnung ist eben so ungenau.

Dann auf mein Landhaus zu Romainville, wo ich mitten im Walde ein kleines Theater habe, übergehend sagt mein Kritiker, ich ließe dort die Stücke versuchen, die ich nachher in Paris gebe. Auch hierin irrt er sich; wir haben in Romainville nur Stücke gespielt, die schon in Paris aufgeführt worden waren, von neuen Stücken die meinigen so wenig als andere. Wir haben das Theater mit »la Forêt périlleuse« eröffnet, und ich glaube der Verfasser dieses Stückes nicht zu sein.

In Bezug auf meine Stücke sagt der Artikel noch: meine Romane seien unterhaltend, meine Theaterstücke hingegen kalt und langweilig. Ich muß in der That glauben, daß Herr * * so wenig meine Stücke, als Kupferstiche in meinem Salon gesehen hat. Es kommt mir freilich nicht zu, dieselben zu loben, aber »la Garde-Malade,« »le Muletier,« »le Tourlourou,« »le Caporal et la Payse,« »la Femme,« »le Mari et l'Amant,« »les Bains à domicile,« »le Commis et la Grisette,« »Un de plus,« »Moustache,« »la Jolie Fille du Faubourg,« »les Fumeurs,« »la Bohémienne de Paris,« »les Bayadères de Pithiviers,« »Ni jamais ni toujours,« »un Bal de Grisettes« ꝛc. ꝛc. haben sämmtlich hundert Vorstellungen überschritten, mehrere sogar zweihundert; dies ist gewiß selten das Geschick der Stücke, die das Publicum kalt und langweilig findet.

Alles dies, ich weiß es wohl, interessirt den Leser sehr wenig, aber ich plaudere so selten mit ihm, daß er mich

Digitized by Google

entſchuldigen wird, wenn ich dieſe Gelegenheit ergreife, um denen, die von mir ſprechen, einige Worte zu antworten.

Ich komme auf mein Geſpräch mit dem Herrn zurück, der ſich meinen Freund nennt und mir ſo geiſtreiche Dinge ins Geſicht ſagt, obſchon ich ihn gar nicht kenne.

»Mein Herr,« ſagte ich zu ihm, »ich habe meinen erſten Roman im Alter von ſiebzehn Jahren geſchrieben; dies beweiſt Ihnen, daß ich wahren Beruf hatte. Wenn es Ihnen unangenehm iſt, daß ich noch Romane ſchreibe, ſo ſind Sie durchaus nicht genöthigt ſie zu leſen.«

»Im Gegentheil, Ihre Werke gefallen mir ſehr, aber ich ſehe ſie nie angekündigt; die Zeitungen ſprechen nicht davon.«

»Das iſt die Schuld meiner Verleger. Dieſe Herren behaupten, es ſei nicht nöthig, Annoncen, Reclamen, Puffs zu machen, um meine Romane zu verkaufen. Das iſt vielleicht ſehr ſchmeichelhaft für mich, aber ich geſtehe Ihnen doch, daß ich die Reclame keineswegs verſchmähe. In einem Zeitalter, wo ſie ſo ſtark ausgebeutet wird, muß man nicht die Naſe darüber rümpfen. Wenn meine Verleger ſich die Mühe nehmen wollten, ſich etwas auf die Reclame zu verlegen, ſo würde ich nicht mehr in die Lage kommen, mir zuweilen, wie jetzt von Ihnen, ſagen zu laſſen: Nun, ſchreiben Sie nichts mehr? . . . Apropos, mein lieber Herr und Freund, Sie haben wohl die Güte, mir Ihren Namen zu ſagen.«

»Ei! Sie kennen mich ja. Ich bin X.«

»Wirklich! Sie ſind Herr X? Es freut mich unendlich,

Digitized by Google

das zu erfahren, denn ich höre jetzt Ihren Namen zum ersten Male nennen.«

Die dritte Gruppe liebenswürdiger Leute bilden jene, die an uns schreiben. Wir kennen sie nicht; sie haben uns nie gesehen, aber sie meinen offenbar das Recht zu haben, mit einem Manne, der Romane schreibt, einen Briefwechsel anzuknüpfen. Alle diese Leute ermangeln nie, um Antwort zu bitten. Großer Gott! was würde aus uns werden, wenn alle diese Episteln beantwortet werden sollten! Welch' eine angenehme Beschäftigung! . . . Da meldet einer, daß ihm unser letzter Roman sehr gefallen habe, aber es sei nicht genug »Spaß« darin, er findet, daß ich zu verständig werde. Ein Anderer schreibt mir, daß ich Unrecht gethan, zu meiner letzten Heldin eine Brünette zu wählen, nur die Blondinen seien im Stande, zahlreiche Eroberungen zu machen. Eine Dame macht mir die Mittheilung, ihr Hausmeister heiße »Rebhuhn«, und das würde sich in einem Roman sehr gut machen. Eine Andere erbietet sich, mir interessante Sujets zu liefern, oder sie hat wohl ein Buch geschrieben, das sie mir schicken will, wenn ich die letzte Feile daranlegen will. Aufrichtig gesagt, verdienen solche Albernheiten eine Antwort? Es gibt allerdings sehr liebenswürdige Damen, welche die Güte haben, mir sehr artige Dinge zu schreiben, aber andere glauben mir Kritiken im Markthallenstyl schicken zu müssen. Noch andere suchen meine Neugierde zu reizen und wenden tausend Mittel an, um eine Antwort zu erhalten. Warum sagt man nicht lieber gerade heraus: Es würde mir Vergnügen machen, ein Autograph von Ihnen zu besitzen. Das wäre weit einfacher und — ich würde auch nicht antworten.

Digitized by Google

Aber vor Allem hüte man ſich, mir Manuſcripte zu ſchicken, ich würde ſie nicht annehmen.

„Sie geben mir nicht einmal einen Rath,“ ſchreibt man mir.

Es thut mir ſehr leid, aber ich weiß was man zu fürchten hat, wenn man ſich herbeiläßt, Manuſcripte zu leſen. Wenn man es dem Verfaſſer zurückgegeben hat, ſo findet er ſpäter, daß man ihm ſeine Situationen geſtohlen. Wir wollen uns das nicht nachſagen laſſen, und nehmen kein Manuſcript an. Dabei bleiben wir immer im Vortheil.

Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß die albernſten, die dümmſten Briefe immer mehr koſteten, als die anderen, weil ſie weit her kamen. Vormals war ich ſo gutmüthig, ſie anzunehmen, jetzt bin ich nicht mehr ſo einfältig. Ich erkläre daher den Perſonen, denen daran liegt, daß ihre Briefe mir zukommen, daß ſie dieſelben vor Allem frankiren müſſen. Dies iſt unerläßlich. Mein Hausmeiſter wird jeden an mich adreſſirten unfrankirten Brief zurückweiſen.

Entſchuldigen Sie, liebe Leſerin, oder lieber Leſer, dieſes lange Geſchwätz. Es war mir eine Freude, Ihnen dies zu ſagen. Ich hoffe, daß Sie mir der Seltenheit wegen verzeihen werden; denn ich pflege ſonſt nicht von mir ſelbſt zu ſprechen und plötzlich, wie einige meiner Collegen, mitten in einer intereſſanten Situation meine Naſe zu zeigen. Dies nimmt, meiner Meinung nach, den Leſern alle Illuſion, und die Illuſion muß man in allen Dingen zu bewahren ſuchen; ſie ſchwindet von ſelbſt früh genug.

Da ich Ihnen nun nichts Intereſſantes mehr zu ſagen habe — vorausgeſetzt nämlich, daß Sie das Vor-

Digitized by Google

ſtehende intereſſant gefunden haben — ſo bitte ich Sie, meine Huldigungen und meine aufrichtigſten Grüße zu genehmigen.

Erſtes Capitel.

Ein Salon; Bilder aus dem Leben.

»Wie lieben Sie es, Madame?«

»Wie ich es liebe? ... Warum wenden Sie ſich denn an mich und nicht an Mademoiſelle?«

»Madame, ich habe mich bereits an Mademoiſelle gewendet; ſie hat mir geantwortet, und jetzt kommt die Reihe an Sie.«

»So! Mademoiſelle hat geantwortet? Was hat ſie geſagt? Ich habe es nicht gehört.«

Ein langes, dürres, mageres Fräulein, ſo ſteif und gerade wie ein Rebpfahl, dreht ihren Storchhals zu der Dame, die eben geſprochen, und ſagt:

»Madame, ich habe geantwortet, daß ich es in der Ferne liebe.«

»In der Ferne! Welches Wort iſt denn gewählt? Ich habe es vergeſſen.«

»Ach! Madame Burgrave, Sie ſind recht grauſam, Sie vergeſſen immer das gewählte Wort. Wie kann man's Ihnen jetzt ſagen? Herr Mignonnet wird es hören. Er iſt mitten unter uns.«

Dieſe Worte ſprach die Hausfrau, eine Dame von ſechsunddreißig Jahren, die ihr Alter auf neunundzwanzig

Digitized by Google

angibt und feſt entſchloſſen iſt, nie älter zu werden. Aber die Dame iſt ſehr hübſch geweſen, ſie hat noch ſehr feurige Augen, einen friſchen Mund, untadelhafte Zähne und eine ſchöne Haltung, obgleich die Zunahme ihres Körperumfangs ſeit einigen Jahren der Zartheit ihres Wuchſes geſchadet hat; man kann Madame Bouffi de Nogent alſo immer noch zu den hübſchen Frauen zählen und ihr den unter dem ſchönen — ja ſogar unter dem häßlichen Geſchlecht ſo gewöhnlichen Rechnungsfehler wohl verzeihen.

Die Perſon, mit welcher die Dame vom Hauſe eben geſprochen, iſt älter als Madame Bouffi und nie ſo hübſch geweſen. Dies hindert ſie jedoch nicht, ſich noch für ſehr reizend, ſehr jung und eroberungsfähig zu halten. Madame Burgrave zählt ihre vollen fünfundvierzig Jahre. Sie iſt blond und mag mit zwanzig Jahren nicht übel geweſen ſein; ihr größter Vorzug war von jeher eine ſehr weiße Haut und natürlich gekräuſeltes Haar. Aber ihre blauen Augen waren immer klein, ihr Mund groß, ihre Zähne ungleich und ihre Naſe aufgeſtülpt. Trotz allen dieſen Mängeln kann eine Dame immer noch viele »Eroberungen« machen; die Vollkommenheit pflegt nicht den Meiſter zu machen. Der Ausdruck des Geſichts reizt und feſſelt; dieſe wünſchen ihn heiter, jene melancholiſch; einige ſuchen in den Augen Geiſt, Schalkhaftigkeit; andere wünſchen Sanftmuth, Zärtlichkeit darin zu finden. Jedermann hat ſeinen Geſchmack und es iſt ein Glück, daß wir nicht alle den gleichen Geſchmack haben. Man läßt einer regelmäßig ſchönen Frau gemeiniglich Gerechtigkeit widerfahren, aber nicht alle Männer werden ſich in dieſe Schönheit verlieben. Man hat Beiſpiele, daß unſchöne junge Frauen-

Digitized by Google

zimmer Eroberungen gemacht, ja Leidenſchaften eingeflößt, und Männer, die bis dahin wahre Flattergeiſter waren, in ihren Feſſeln gehalten haben. Warum? ... Weil!

Es fehlte der Madame Burgrave eben an Geſichtsausdruck, aber trotzdem hatte ſie gefallen, als ſie jung war. Alle Männer ſehen ja nicht auf Geiſt in den Geſichtszügen, viele begnügen ſich mit dem Materiellen, und ein zwanzigjähriges Mädchen, das eine weiße Haut, üppige Formen und ein krauſes blondes Haar hat, bietet des Materiellen ſchon ziemlich viel. Aber mit den Jahren hatte die Dame ihre Friſche verloren; die ſogenannte »Teufelsſchönheit« vermag der Zeit nicht zu widerſtehen. Ein Beweis, daß Alles, was vom Teufel kommt, nicht von langer Dauer iſt; das ſollten die Damen bedenken, die etwa in Verſuchung kommen, ſich mit ihm einzulaſſen.

Zum Glück für dieſe Schönheit hatte Herr Burgrave, ein reicher Speculant, der weder auf Geiſt noch Geſichtsausdruck ſah, ſie geheiratet, ehe es ihr ging wie den Roſen, deren Blätter abfallen, wenn man ſie berührt. Roſalvina — dies war der Beiname der Dame, die vor ihrer Vermälung ſchlechtweg Roſa hieß, aber ſpäter zu ihrem Privatvergnügen ihren Namen verlängerte, eine Veränderung, an welche ſich ihr Gemal nie gewöhnen konnte — Roſalvina hatte als die Gattin eines reichen Mannes recht nach Herzensluſt coketiiren können. Herr Burgrave war durchaus nicht eiferſüchtig, und ſo hatte Madame, wie die böſe Welt ſagte, ungehindert einigen kleinen galanten Launen fröhnen können. Sie hatte ein äußerſt zärtliches Herz, und der Anblick eines hübſchen jungen Mannes verurſachte ihr immer eine angenehme Erregung. Aber ſeit einiger Zeit

Digitized by Google

wurde Madame Burgrave ohne Erfolg sentimental; man machte ihr nicht mehr den Hof, und ihre Ziererei erregte bei den jungen Leuten nur eine unwiderstehliche Lachlust, welche sie nicht immer zu verbergen vermochten. Rosalvina, die sich vormals sehr gefreut hatte, daß ihr Gemal nicht eifersüchtig war, fand es nun, da es mit den Eroberungen aus war, höchst lächerlich, daß er sich nicht um sie kümmerte, und that ihr Möglichstes, ihn in den Augen der Welt als einen Othello darzustellen, der zu allen Gewaltthaten fähig sei, wenn er sie zu oft mit einem und demselben Herrn sprechen sehe.

Der arme Burgrave, der sechsundfünfzig Jahre zählte und im Billardspiel und in den Freuden der Tafel sein höchstes Glück fand, ahnte nicht, daß ihn seine Gattin in den Ruf eines Tyrannen zu bringen suchte; aber da er mit seinem breiten, lebensfrohen Gesicht gar nicht darnach aussah, so verlor Madame ihre Mühe, und wenn man zu ihm sagte: »Was! Sie sind eifersüchtig auf Ihre Frau? Sie lassen sie nicht allein ausgehen?« so fing er an zu lachen und antwortete:

»Thun Sie mir den Gefallen, meine Frau vom Morgen bis zum Abend spazieren zu führen, und Sie werden sehen, ob ich darüber verdrießlich bin.«

Es wurden Gesellschaftsspiele im Salon Bouffi's de Rogent gespielt, aber es wurde auch Whist und Schach gespielt; der Salon war so groß, daß Alle ungehindert ihre Partie machen konnten.

Der Herr vom Hause ist ein Mann nahe an den Fünfzigen, aber er sieht noch recht stattlich aus und ist immer elegant gekleidet, ohne jedoch den jungen Stutzer

Digitized by Google

ſpielen zu wollen. Er hat ein rundes Geſicht, eine friſche Farbe, einen ſchlauen und etwas ſpöttiſchen Blick. Er lächelt oft und ſieht faſt immer freundlich aus, wenn er mit Andern ſpricht; aber man hat bemerkt, daß er dieſe Miene auch beibehielt, wenn er etwas Unangenehmes zu ſagen hatte, und daß ſein Lächeln dann ſogar einen noch ſpöttiſcheren Ausdruck hatte.

Bouffi pflegte langſam und in honigſüßem Tone zu ſprechen; er achtete genau auf Alles, was er ſprach, und obgleich er zuweilen ziemlich lange nach einem paſſenden Ausdruck ſuchte, der ſeinen Worten Nachdruck geben ſollte, ſo ſchien er doch immer ungemein mit ſich ſelbſt zufrieden und zweifelte gar nicht, daß ſeine Zuhörer über ſeine Redegabe ſtaunten. Er machte alſo viele Anſprüche, die er manchmal hinter einer zu ſeinem Geſichtsausdruck gar nicht paſſenden gutmüthigen Miene zu verbergen ſuchte. In der Meinung, daß er klüger ſei als andere Leute, gab er ſich oft nicht die Mühe, mit Perſonen, deren Stellung ihm zu niedrig ſchien, ein Geſpräch zu führen. Dagegen ließ er von Perſonen, die ihm vielleicht nützlich ſein konnten, kein Wort unbeachtet; er merkte ſich ihre geringſten Aeußerungen, ſeine Augen lauſchten mindeſtens ſo aufmerkſam wie ſeine Ohren und er ſuchte in ihren Gedanken zu leſen, um zu wiſſen, ob ſie mit ihren Worten übereinſtimmten.

Bouffi macht Bankgeſchäfte, man hält ihn für ſehr reich; einige Leute glauben, er wolle reicher ſcheinen, als er wirklich iſt, um ſeinen Clienten Vertrauen einzuflößen. Andere, die ihn vor zwanzig Jahren gekannt haben, behaupten, er ſei damals ein ganz mittelloſer Waarenſenſal geweſen, und um die ihm anvertrauten Waaren zu

Digitized by Google

verkaufen, habe er dieselben in der Provinz nach Art der Marktschreier öffentlich ausgeboten.

Aber es ist nicht zu verwundern, daß ein Mann in zwanzig Jahren reich wird, zumal wenn er marktschreierisch zu Werke geht. Heutzutage braucht man nicht so viele Jahre, um reich zu werden; ein Vermögen fließt in sehr kurzer Zeit zusammen und auseinander. So viel ist gewiß, daß Bouffi sehr geldgierig, eitel und hochmüthig ist, und daß er seit einigen Jahren den Zunamen »de Nogent« angenommen hat. Da er nicht von Adel ist, so vermuthet man, daß er den Namen seines Geburtsortes zu seinem Familiennamen gesetzt habe, und einige seiner Bekannten sagen: »Ist Bouffi von Nogent an der Marne oder von Nogent an der Seine?«

Herr und Madame Bouffi leben wie vornehme Leute; jedes hat seine Wohnung. Uebrigens geht Madame fast nie ohne ihren Gemal aus; sie ist kalt, sogar abstoßend gegen Personen, die sie nicht kennt; sie nimmt es übel, wenn in ihrer Gegenwart etwas schlüpfrige Scherze gemacht werden, dann kneift sie die Lippen zusammen und zieht die Stirn in düstere Falten. Kurz, sie steht in dem Rufe der Zierälfferei. — Ob man ihr deshalb den Tugendpreis zuerkennen muß? Ich glaube nicht. Ich habe immer gesehen, daß achtbare Frauen, gute Familienmütter herzlich lachten, wenn in ihrer Gegenwart ein leichtfertiger Scherz gesungen wurde; aber die, welche sich zieren und die Lippen zusammenkneifen, sind sicherlich weibliche Tartüffes, vor denen man sich zu hüten hat.

Der Donnerstag war Bouffi's Empfangstag. Diesen Abend war die Gesellschaft zahlreich. Wir wollen es nicht

Digitized by Google

unternehmen, alle in ſeinem Salon befindlichen Perſonen zu ſchildern, wir beſchränken uns auf einige ziemlich originelle Figuren.

Da war Monſieur Bichonneau, ein dicker, vierkantiger Mann mit einem Silengeſicht und kleinen funkelnden Mausaugen, die unter dicken Brauen hervorlugen. Er iſt ein von ſeinen Renten lebender Hageſtolz, der nie etwas Anderes gethan hat, als die ſchwache Seite ſeiner Bekannten zu errathen zu ſuchen, um ihnen nachher in ihrer Neigung ſchmeicheln, ihre Gunſt erwerben und — Einladungen zum Speiſen erhalten zu können. Das iſt das Ziel, nach welchem faſt alle Handlungen ſeines Lebens geſtrebt haben. Umſonſt ſpeiſen iſt ſein Wonnetraum. Und doch könnte der Mann ſein Diner wohl ſelbſt bezahlen, denn er hat ein jährliches Einkommen von ſieben- bis achttauſend Francs und weder Weib noch Kind; aber bei ihm iſt es eben ſowohl Gewohnheit und Geſchmacksſache, als öconomiſche Maßregel, obgleich dieſer letzte Grund auch ſehr maßgebend iſt. Wenn Bichonneau im Laufe des Monats fünfmal auf ſeine Koſten ſpeiſen mußte, ſo iſt er verſtimmt und findet, daß die Geſellſchaft duckmäuſeriſch werde und das gute Leben von ehedem verlerne. Es verſteht ſich, daß Bichonneau ein großer Feinſchmecker iſt, eine Schwäche, die bei einem Manne, der immer an fremden Tafeln geſpeiſt hat, faſt zur Tugend wird. Ueberdies iſt er ein feiner Weinkenner, er wird nie ein Gewächs für ein anderes, nie alten Wein für jungen halten. Dieſes Talent hat ihm manche Einladung gebracht, er iſt Schätzmeiſter der Weine und Speiſen. Er hat ſich nie zu einer Heirat entſchließen können, weil ein verheirateter Mann nicht ſo oft zum

Digitized by Google

Essen eingeladen wird wie ein Garçon, und weil er zu Hause sein Diner mit seiner Frau hätte theilen müssen. Dieser letzte Beweggrund hat ihn vollends bestimmt, ein Hagestolz zu bleiben.

Dort, in jenem Theile des Salons, wo Schach gespielt wird, sehen wir einen kleinen, dürren, gelben, häßlichen alten Mann, der aber trotzdem ein anmaßendes Wesen hat und bei jedem Zuge der Spieler höhnisch lächelt, als ob er sagen wollte, er würde es besser gemacht haben. Es ist Herr Grangeville, ein Hausbesitzer, der seine Wohnparteien zur Verzweiflung treibt. Er hat die Gewohnheit, Alles zu bekritteln, was er sieht, was man thut und oft was man sagt. Er glaubt nicht an Talente und Erfolge; er tadelt, was man lobt; er will bei keinem Menschen ein Verdienst anerkennen, und endlich zieht er einen hübschen Fangbecher von Mahagoniholz aus der Tasche, den er mit staunenswerther Geschicklichkeit zu handhaben weiß. Nachdem er einige Proben seiner Gewandtheit abgelegt, ruft er den Anwesenden zu:

»Schicken Sie nur Ihre Schriftsteller, Maler und Componisten her; ich nehme es im Fangspiele mit allen auf!«

Wenn sich Jemand die Freiheit nimmt zu entgegnen: »Man kann aber doch ein hübsches Lustspiel schreiben, ein sehr schönes Bild malen, ohne das Fangspiel zu verstehen,« so antwortet er:

»Nein; das Fangspiel erfordert eine sichere Hand, Gewandtheit, Aufmerksamkeit, einen raschen Blick, Gleichgewicht, Geschicklichkeit. Wie kann man etwas Gutes machen, wenn man alle diese Eigenschaften nicht besitzt.«

Digitized by Google

Ein sehr hübscher, aber zu sehr von sich eingenommener junger Mann lehnt sich auf den Fauteuil einer seit kurzem verheirateten jungen Dame, die, noch ganz erstaunt über ihre Ehestandswürde, sich nicht recht getraut in Gesellschaft zu sprechen, bei jeder Anrede erröthet und sich immer nach ihrem Manne umsieht, als ob sie fürchtete, er könne ihr abhanden kommen. Der hinter ihr stehende Stutzer überschüttet sie mit seinen alltäglichen Galanterien, welche eine geistreiche Frau manchmal recht gut zu beantworten weiß. Aber die Neuvermälte hört nicht zu und sagt jeden Augenblick:

»Wo ist denn mein Mann? Ich sehe meinen Mann nicht.«

Der Stutzer wendet sich in seinem Aerger über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen an Madame Burgrave und denkt: »Eine untergehende Sonne ist mir immer noch lieber als eine totale Finsterniß.«

Neben Bouffi endlich, am Kamine, steht ein noch junger, sehr schöner Mann von vornehmer Haltung und sehr beweglichen Gesichtszügen. Er ist etwas absprechend, hat aber ein feines Benehmen und weiß den leichten, ungezwungenen Gesellschaftston sehr gut zu treffen. Er war vormals Advocat und heißt Grébois. Er steht mit Bouffi auf sehr vertrautem Fuße, und gegen Madame benimmt er sich übertrieben ehrerbietig; sie dagegen nimmt einen vornehmen Ton gegen ihn an. — Warum?

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Ein Quiproquo. — Neue Gesichter.

Man spielte jenes Gesellschaftsspiel, welches darin besteht, daß ein Wort gewählt wird, das eine Person nach den Antworten der Mitspielenden auf folgende drei von ihr vorzulegende Fragen errathen muß: Wie lieben Sie es? Wohin stellen Sie es? Was machen Sie damit?

Es gibt Personen, denen es gelingt, in diesen angeblich harmlosen Gesellschaftsspielen geistreich und witzig zu sein. Gemeiniglich überläßt man diese Spiele der Jugend, welche immer große Freude hat an Unterhaltungen, bei denen Pfänder gegeben werden, deren Auslösung wohl viel Vergnügen macht, aber nicht immer harmlos ist. Aber es gibt auch Salons, wo auch Personen von gesetztem Alter die Theilnahme an solchen Gesellschaftsspielen nicht verschmähen; die Karten haben nicht für Jedermann einen Reiz, junge Frauen spielen wenig, und wenn nicht getanzt wird, muß man doch etwas thun.

Madame Burgrave nahm immer an den Gesellschaftsspielen Theil; sie trug einen Abscheu gegen Karten zur Schau, als ob sich das Kartenspiel für ihre Jahre nicht schickte; die wirkliche Ursache aber war, daß sie, außer Bataille, nie ein Spiel hatte lernen können. In den Gesellschaftsspielen war sie auch eben nicht geschickter, und wir haben gesehen, daß sie nicht einmal wußte was sie auf die Frage: »Wie lieben Sie es?« antworten sollte.

Digitized by Google

Mignonnet, ein Finanzbeamter, ein recht artiger Mann, der im Errathen der aufgegebenen Wörter immer geschickt war, blieb vor der gekräuselten Blondine stehen und wiederholte die Frage:

»Sagen Sie doch, Madame, wie lieben Sie es? Ich gehe nicht fort, bis Sie meine Frage beantwortet haben.«

»Mein Gott! Herr Mignonnet, wie grausam sind Sie! Ich war nicht vorbereitet, ich nahm keinen Theil mehr am Spiel, ich bin so zerstreut, und überdies habe ich das gewählte Wort vergessen . . .«

»Mademoiselle Desmoulins, sagen Sie gefälligst Madame das Wort. Ich will mich entfernen . . . und sogar recht weit fortgehen.«

Das lange Fräulein mit der Spargelgestalt neigt sich zu Madame Burgrave und flüstert ihr zu: Orage! *)

»Gut. Ich danke Ihnen . . . jetzt weiß ich's!« erwiedert Madame Burgrave, die aber nicht recht gehört und fromage **) verstanden hat; und sie setzt hinzu:

»Jetzt verstehe ich Ihre Antwort! Sie lieben es in der Ferne. Ich auch, denn ich kann den Geruch nicht ausstehen.«

Mignonnet kommt in den Kreis zurück, tritt vor Madame Burgrave hin und fragt sie:

»Wissen Sie jetzt das Wort, Madame?«

»O ja, ich bin bereit, Ihnen zu antworten.«

»Nun, wie lieben Sie es denn?«

»Mit Milchrahm, und nicht anders.«

Der Finanzbeamte schaut ganz verblüfft; er kratzt

*) Gewitter.

**) Käse.

Digitized by Google

ſich am Kopfe und ſagt für ſich: Mit Milchrahm! Ich glaubte es ſchon errathen zu haben . . . aber ich ſehe, daß ich auf dem Irrwege war.«

Alle Mitſpielenden ſahen einander erſtaunt an, als ob ſie ſagen wollten: »Verſtehen Sie es? ich nicht!«

Mignonnet, der inzwiſchen ſeine Runde vollendet hat, legt nun die zweite Frage vor: »Wohin ſtellen Sie es?« Und als er an Madame Burgrave kommt, antwortet ihm dieſe ganz herzhaft:

»Ins Deſſert.«

Mignonnet iſt außer ſich und ſagt mit einem Stoßſeufzer:

»Ich habe es noch nicht! Ihre Antworten, Madame, bringen mich immer auf einen falſchen Weg. Ich glaubte ſchon errathen zu haben, jetzt aber bin ich weit vom Ziele! — Ins Deſſert? Sie meinten vielleicht désert ,*) das würde zutreffen.«

»Nein, nein! ich habe Deſſert geſagt. Auf einen Tiſch, wenn Ihnen das lieber iſt.«

»Es iſt unbegreiflich, wie Sie mich irreführen.«

»Das freut mich.«

»Aber Sie müſſen mir Ihre Antworten erklären.«

»O, das wird nicht ſchwer ſein.«

»Nun, die letzte Frage wird die mich umgebende Finſterniß vielleicht zerſtreuen.«

Mignonnet fängt ſeine Runde wieder an und fragt: »Was machen Sie damit?« Und als er die Frage an Madame Burgrave richtet, antwortet ihm dieſe:

»Ich eſſe es.«

*) Einöde.

Digitized by Google

Mignonnet ſtampft mit dem Fuße und ruft außer ſich: »Nein, das iſt zu arg! Das iſt nicht möglich! Ein Gewitter können Sie, nicht eſſen . . . und das aufgegebene Wort iſt orage, ich kann es nicht bezweifeln.«

»Ja, ja, Sie haben's errathen,« ruft man ihm von allen Seiten zu.

»Wie! orage? Gott bewahre!« erwiederte die beleibte blonde Dame; »das Wort iſt fromage . . . wenigſtens habe ich es ſo verſtanden.«

Der ganze Kreis bricht nun in ein ſchallendes Gelächter aus; der Irrthum der Dame gibt weit länger Stoff zur Unterhaltung, als das Spiel ſelbſt. Madame Burgrave erbietet ſich ein Pfand zu geben, aber Madame Bouffi behauptet, es ſei nicht der Mühe werth und es wären nicht genug Pfänder da. In dieſem Augenblick wird das Spiel durch die Ankunft neuer Gäſte, welche die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, beendet.

Der zuerſt in den Salon tretende Herr iſt ein großer, noch junger Mann in eleganter Kleidung. Er affectirt ein gewiſſes Sichgehenlaſſen, eine Zwangloſigkeit, die nicht immer in den Grenzen des guten Tones bleibt; aber er iſt ein ſehr guter Freund von Bouffi, mit dem er Geſchäfte macht, oder vielmehr dem er Geſchäfte zubringt, denn er ſelbſt iſt nur der Mäkler der Operirenden. Er heißt Floquart; er macht überall, wo er ſich blicken läßt, viel Unruhe, Verwirrnng und Aufſehen; er iſt überall: auf der Promenade, im Concerte, im Theater; er verſäumt nie eine erſte Vorſtellung, und er weiß ſich immer ſo einzurichten, daß er erſt nach dem Anfange des Stückes kommt, um auf dem Wege zu ſeinem Sperrſitz alle Leute zu beläſtigen und

Digitized by Google

die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken. Er kennt ganz Paris, zumal alle Berühmtheiten; er duzt die Schauſpieler und gibt zu verſtehen, daß er der Liebhaber aller Schauſpielerinnen geweſen ſei; er ſpricht ſehr laut, bietet allen Leuten ſeine Dienſte an, macht Aufwand, ſpielt hoch und hat gleichwohl weder Renten noch Grundbeſitz. Wovon er lebt? Es gibt in Paris viele ſolche räthſelhafte Exiſtenzen, die mit Gelagen, Soupers und Bällen anfangen und im Schuldthurm zu Clichy oder noch weiterhin enden.

Floquart machte indeß einige Geſchäfte; wenn er nicht an der Börſe ſpielte, ſo ſuchte er Andere zum Börſenſpiel zu verleiten, und dabei fiel immer etwas für ihn ab.

In der Geſellſchaft iſt man nicht immer begierig, die Rückſeite der Medaille kennen zu lernen, und ſo war Floquart für Einige ein charmanter Mann, für Andere iſt er ein Prahler; aber er iſt klug und gewandt, zuweilen recht luſtig. Er iſt nicht hübſch, aber er hat ein ausdrucksvolles Geſicht; er ſieht Anderen nie gerade ins Geſicht, aber er beobachtet die Leute und beurtheilt ſie ſehr richtig.

Bouffi ſcheint mit Floquart innig befreundet zu ſein, er kann ohne ihn nicht leben. Ob es wirkliche Freundſchaft, ob es Intereſſe iſt, weil ihm Floquart Kundſchaften bringt? So viel iſt gewiß, daß er unruhig wird, wenn er ihn zwei Tage nicht ſieht, und ſich erkundigen läßt, ob er etwa krank ſei.

Wenn man in einem Hauſe ſo wohl gelitten iſt, ſo iſt es natürlich, daß man ohne Förmlichkeiten erſcheint; aber dieſes Mal iſt Floquart nicht allein. Er hat einen ſehr anſtändigen, ſtattlichen, hübſchen, aber ungemein ernſt-

Digitized by Google

haften Herrn bei sich. Es ist ein langer, magerer Mann, der sechsunddreißig bis vierzig Jahre alt sein mag.

Floquart nimmt seinen Begleiter bei der Hand und führt ihn zu Bouffi.

»Lieber de Nogent,« sagt er, »erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Duvalloir vorzustellen. Er hat eine Reise um die Welt gemacht, ist aber trotzdem ein Franzose wie wir. Wenn man indeß drei bis vier Jahre von Paris entfernt gewesen ist, so ist es selten, daß man bei der Rückkehr alle Bekannten wiederfindet; man muß also neue Bekanntschaften machen. Ich sagte zu Herrn Duvalloir: Ich will Sie einem meiner guten Freunde, einem unserer solidesten Banquiers vorstellen; Sie haben Capitalien anzulegen, Häuser zu verkaufen, andere zu kaufen, er wird Ihnen alles dies ausfindig machen, und ich werde Ihnen auch dabei behilflich sein. Ich glaube daher, daß die Bekanntschaft für Beide nur sehr angenehm sein kann.«

Bouffi empfängt diesen Herrn, der Capitalien anzulegen hat, mit der größten Artigkeit. Nach Auswechslung der ersten Höflichkeiten nimmt Floquart seinen Schützling wieder bei der Hand und führt ihn zu der Dame vom Hause mit den Worten:

»Lieber Herr Duvalloir, dies ist Madame de Nogent. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß sie schön ist, das sieht man; aber ich erlaube mir hinzuzufügen, daß sie eben so liebenswürdig als schön ist. Das heißt viel versprechen; aber Madame de Nogent wird mich nicht zum Lügner machen.«

Der vorgestellte Herr verneigt sich tief vor Madame

Digitized by Google

Bouffi, die ihm einige von anmuthigem Lächeln begleitete artige Worte ſagte.

Grébois, der Madame Bouffi nicht aus den Augen gelaſſen, beißt ſich in die Lippen, als er ſieht, wie ſie den Fremden anlächelt.

»Ein ſehr hübſcher Herr!« ſagt Madame Burgrave zu Mignonnet, der ihr antwortet:

»Nehmen Sie ſich in Acht, er wird Ihnen Ihr Herz ſtehlen.«

»Ach! es iſt ſchon lange her, daß man mir nichts mehr ſtiehlt! Ueberdies würde ihm mein Mann nicht erlauben ſich mir zu nähern . . . er iſt ſo eiferſüchtig!«

»Wirklich! er ſollte dieſe Schwäche haben? Das wundert mich.«

»Er läßt es nicht merken. Wenn er mich eine Zeit lang mit einem Herrn ſprechen ſieht, wird er feuerroth.«

»Das iſt ſonderbar. Aber er ſieht mich doch jetzt mit Ihnen ſprechen, und er ſchaut mir nicht röther aus als gewöhnlich.«

»Ja, Sie . . . Sie kommen nicht in Betracht . . .«

»Sehr verbunden! So, ich komme nicht in Betracht! ich werde alſo für eine Null gehalten?«

»Das will ich nicht ſagen; aber mein Mann weiß wohl, daß Sie ſich nicht mit mir beſchäftigen. . . Sie werden anderswo in Anſpruch genommen . . .«

»Wirklich? Wer hat Ihnen das geſagt?«

»Es wird ja Alles bekannt. Sie befaſſen ſich mit Griſetten. O pfui! wie iſt das möglich! Ein Mann von Welt geht mit Ladenmädchen, mit Arbeiterinnen! Es iſt ſchmachvoll!«

Digitized by Google

»Würden Sie es schicklicher finden, wenn ich verheirateten Frauen den Hof machte?«

»O wie boshaft! Gibt es denn nur verheiratete Frauen in der Frauenwelt?«

»Nun ja, um den Hof zu machen . . . man müßte denn ein Auge auf Fräulein werfen. Aber das ist nicht meine Sache. Ein junges Mädchen will ich nicht verführen, lieber will ich mich mit Grisetten gemein machen.«

»Aber es gibt auch Witwen . . . Damen, die thun und lassen können, was sie wollen.«

»O, solche Damen sind immer vorgemerkt; man muß warten, bis die Reihe an Einen kommt; man muß Queue machen wie bei einem beliebten Theaterstück, und wenn man an die Casse kommt — ist kein Platz mehr!«

»Schweigen Sie! Sie sind ein Unhold! . . . Mein Mann sieht Sie an . . . entfernen Sie sich. Ich bekomme sonst Streit diesen Abend.«

»O nein, Herr Burgrave spricht mit Herrn Bichonneau. Ich wette, daß dieser seine Geschicklichkeit im Billardspiel rühmt, um eine Einladung zum Diner zu bekommen.«

»Mein Mann wird kirschroth! . . . Sie stürzen mich ins Verderben, Herr Mignonnet, gehen Sie.«

Der Finanzbeamte entfernt sich lachend und sagt zu sich:

»Die arme Dame! sie möchte sich gern von Jemand ins Verderben stürzen lassen. Sie ist halb toll. — Doch so ist die Welt; in einem Salon, wo zahlreiche Gesellschaft ist, suchen einige Damen Eroberungen zu machen, die andern ihre Intriguen zu verbergen. Es geht hier wie anderswo.«

»Nun, was gibt's? was wird gespielt?« fragt Flo-

quart, im Salon auf- und abgehend. »O, ich meine nicht die Whistſpieler; die ſitzen feſt auf ihren Plätzen, bis die Soirée zu Ende iſt. Das Haus könnte einſtürzen, ſie würden ſich nicht rühren; es würde nach wie vor heißen: »Wir haben das Trick.« Aber hier, wo Damen ſind, denkt man nicht an ernſthafte Spiele, am wenigſten, wenn man dabei ſchweigen muß.«

»O, ſprechen Sie nicht von der Schweigſamkeit der Whistſpieler,« ſagt Grangeville. »Die Herren laſſen keine Minute vorübergehen, ohne zu ſchreien und ihrem Partner Vorwürfe zu machen. Wenn das Wort Whiſt im Engliſchen Schweigen bedeutet, ſo finde ich die Benennung dieſes Spiels ſchlecht gewählt «

»Wir hatten Geſellſchaftsſpiele angefangen,« ſagt Madame Bouffi zu Floquart; »aber wir wollen gern eine andere Unterhaltung haben.«

Dann wendet ſie ſich an den Herrn, der ihr ſoeben vorgeſtellt wurde, und ſetzt hinzu:

»Ich möchte wiſſen, welches Spiel Ihnen angenehm ſein würde.«

»Madame, ich bitte Sie, mich gar nicht zu berückſichtigen,« antwortet der Fremde, ſich verneigend; »übrigens kenne ich alle Spiele. Ich bin bereit, an Allem, was gewählt wird, theilzunehmen.«

»Der Herr hat ein ſehr ſchönes Profil!« flüſtert Roſalvina Burgrave einer neben ihr ſitzenden jungen Dame zu und dieſe antwortet ihr:

»Ja, aber er ſieht gar zu ernſthaft aus.«

»Ich finde die ernſthaften Geſichter gar nicht unangenehm.«

Digitized by Google

»Ich möchte wohl wiſſen, was ihr an Männern unangenehm iſt,« ſagt Mignonnet leiſe; »ihr Eheherr allein macht eine Ausnahme.«

»Wir müſſen doch etwas beginnen, was die ganze Geſellſchaft beſchäftigt,« ſagt der große Floquart.

»Und was uns nicht hindert zu plaudern,« antwortet Madame Bouffi.

»Das verſteht ſich! Die Damen am Plaudern hindern, wäre eine Tyrannei.«

»Und eine große Entbehrung für uns,« ſagt Grébois, der ſich den Damen nähert.

»Da iſt ein großer Tiſch. Ich will eine kleine Bank auflegen ... Pharao, Vingt-et-un, Landsknecht ... ich werde abwechſeln.«

»Ach, ich habe keinen Begriff davon,« entgegnet Roſalvina Burgrave; »ich verſtehe kein Kartenſpiel.«

»Madame, ich verſichere, daß Sie dieſe Spiele ſogleich lernen werden; ſie ſind ſo einfach wie zweimal zwei vier.«

»Aber ich verſtehe es nicht ... zweimal zwei iſt vier!«

»Setzen Sie ſich neben Herrn Duvalloir, er wird Ihnen die nöthige Anweiſung geben.«

»Ja, das würde ich ſchon thun ... wenn ſich Herr Duvalloir die Mühe nehmen wollte.«

Der ernſthafte Herr antwortet einige höfliche Worte; Roſalvina nimmt ſchnell einen Platz ein und deutet auf einen Stuhl an ihrer Seite; er ſetzt ſich, ohne heiterer auszuſehen.

Grangeville, dem man am Pharaotiſche einen Platz

Digitized by Google

anbietet, lehnt es ab und erwiedert, ſeinen Fangbecher aus der Taſche ziehend:

»Das iſt mir lieber.«

»Jetzt machen Sie Ihren Einſatz, meine Damen,« ſagt Floquart; »ich halte ſo viel als Sie wollen.«

»O, wir wollen nicht hoch ſpielen.«

»Sie ſetzen, was Ihnen beliebt, und die Herren auch. Ich fange mit einem ſehr einfachen Spiel an, um Madame Burgrave gefällig zu ſein. Roth oder ſchwarz. Belieben Sie zu ſetzen.«

Die zartfühlende Roſalvina wendet ſich zu ihrem Nachbar und fragt:

»Was iſt denn das, roth oder ſchwarz? Ich kenne das Spiel nicht.«

»Es iſt ſehr einfach, Madame. Sie ſagen, welche Farbe Sie wählen; dann warten Sie, bis der Bankhalter die Karte umſchlägt, und wenn Sie richtig gerathen haben, ſo zahlt er Ihnen ſo viel, als Sie geſetzt haben.«

»Jetzt verſtehe ich. Tauſend Dank. Ich ſetze fünf Sous.«

Floquart fragt Madame Burgrave, als die Reihe an ſie kommt:

»Welche Farbe wollen Sie, ſchöne Dame?«

Nach ziemlich langem Beſinnen antwortet Roſalvina:

»Blau!«

Die ganze Geſellſchaft fängt an zu lachen; Duvalloir ſagt zu ſeiner Nachbarin:

»Es iſt nur roth und ſchwarz da.«

»So! Dieſe Farben gefallen mir nicht.«

Digitized by Google

Der Bankhalter, der gern weiter ſpielen will, wiederholt ſeine Frage:

»Sagen Sie, Madame, welche Farbe wollen Sie?«

Madame Burgrave iſt noch unſchlüſſig, dann antwortet ſie:

»Gelb!«

Floquart bricht in ein lautes Gelächter aus und ſchlägt die Karte um.

»Roth ... Sie haben verloren. Aber dieſes Mal ſollen Sie Ihr Geld nicht verlieren ...«

»Ha! Man betrügt mich!« ruft Roſalvina.

»Sie ſehen, daß es nicht der Fall iſt: ich laſſe Ihnen ja Ihren Einſatz.«

»Ich verſtehe das Spiel nicht ... Ein anderes ... ich bitte Sie, ein anderes!«

Nachdem der Bankhalter die Runde gemacht, ſagt er:

»Jetzt etwas Anderes, da Madame Burgrave es wünſcht. Wir wollen eine Partie Sympathie und Antipathie machen. — Belieben Sie zu ſetzen.«

»O Sympathie! Das Spiel muß ſchön ſein; ich werde es gewiß gut ſpielen. Haben Sie die Güte, mir's zu erklären.«

»Madame, der Bankhalter reicht Ihnen zwei Karten, ohne ſie aufzulegen; Sie ſagen, was Sie wünſchen. Wenn die beiden Karten von gleicher Farbe ſind, ſo iſt es Sympathie; wenn aber die eine roth und die andere ſchwarz iſt, ſo iſt es Antipathie, und Sie gewinnen, wenn Sie richtig gerathen haben.«

»Ich danke Ihnen, mein Herr. O, dieſes Spiel werde ich gewiß ſehr gut ſpielen. — Ich ſetze zehn Sous.«

Digitized by Google

Als die Reihe an Rosalvina kommt, zieht Floquart zwei Karten aus seinem Päckchen und fragt sie:

»Was wünschen Sie, Madame? Sympathie oder Antipathie?«

»O, ich will Gefühl ... Empfindsamkeit ... Anziehung.«

»Vermuthlich meinen Sie damit Sympathie!«

»Ja, ja ... Zug des Herzens ... gegenseitiges Zueinanderhingezogenfühlen ...«

Die ganze Gesellschaft kann nur mit Mühe ihre Lachluſt unterdrücken; aber Floquart wendet die beiden Karten um, die von gleicher Farbe sind.

»Sie haben gewonnen, Madame,« sagt er zu Rosalvina und zahlt.

»O, ich wußte es wohl ... ich zweifle nicht, daß ich in diesem Spiel sehr geschickt sein würde. — O, die Sympathie!«

»Sie ist das Band der Seelen!« sagte Mignonnet lachend. »Es gibt ein Lied darüber.«

Inzwischen eilt Burgrave, der dem Fangspiel zugesehen, zu seiner Frau und sagt:

»Herr Grangeville hat dreimal nach einander gefangen!«

»Schön,« antwortet Rosalvina; »das solltest Du auch lernen.«

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Das Sykomorenhaus.

Floquart hat ein anderes Spiel angefangen, er verſucht es mit Landsknecht, zum größten Bedauern Roſalvinens, die in demſelben Spiel fortfahren möchte und ihm unaufhörlich zuruft:

»Ach! Sympathie ... ich bitte Sie! Das Spiel iſt ſo ſchön! Warum brechen Sie denn ab? Ich ſpiele es ſehr gut, nicht wahr, mein Herr?«

»O ja, ſehr gut,« antwortete der Fremde zerſtreut, der ſich als Geheimrath der Dame gar nicht wohl zu fühlen ſcheint und ſeinen Platz verläßt, um Bouffi aufzuſuchen.

Der Banquier kommt ihm entgegen und knüpft ſogleich das Geſpräch an:

»Sie haben ein Haus zu verkaufen? Iſt es in Paris?«

»Leider nein, es würde dann einen weit größeren Werth haben; es iſt in Montagny an der Oiſe, einem kleinen Dorfe oberhalb Ermenonville ... zwiſchen Ermenonville und Senlis. Es iſt etwa zwölf Stunden von Paris.«

»Führt eine Eiſenbahn an den Ort?«

»Nicht ganz bis an den Ort; aber die Station iſt eine kleine Stunde entfernt.«

»Das iſt noch weit. Man muß dann ſeinen Wagen

Digitized by Google

haben. — Nun, es läßt sich doch vielleicht ein Geschäft machen. Ist es groß?«

»O ja, das Haus ist schön und geräumig; es enthält zehn elegante Zimmer, dazu Pferdestall, Remise, Alles, was man auf dem Lande braucht. Der Garten ist sechs Morgen groß, und der dahinterliegende Park enthält etwa zehn Morgen. Das Ganze ist mit sehr gut erhaltenen Mauern umgeben.«

»Fehlt es nicht an Wasser?«

»Im Garten ist ein großes Bassin, im Park ein Teich.«

»Ist das Haus möblirt?«

»Sehr gut möblirt. Es fehlt nichts; sogar Bettwäsche und Tafelzeug habe ich dort gelassen; denn ich habe nichts mitgenommen, als ich vor etwa vierthalb Jahren abreiste.«

»Und wie theuer wollen Sie die Besitzung verkaufen?«

»Ich weiß wahrhaftig nicht. Ich glaube, fünfzig- bis sechzigtausend Francs ist nicht zu theuer; mir kommt das Haus sammt Einrichtung etwa auf das Doppelte dieser Summe zu stehen. Die Gärten sind sehr hübsch, ich habe viel Geld darauf verwendet.«

»Ich glaube Ihnen; aber Sie wissen, wenn man verkauft, haben Verschönerungen keinen Werth mehr. — Nun, wir wollen sehen, was damit zu machen ist. Ist Jemand da, der das Haus zeigt?«

»Ja wohl, ein Gärtner.«

»Noch eine Frage: Ist das Haus in der Umgegend bekannt? Sie wissen, daß man auf dem Lande den schönen

Digitized by Google

Besitzungen fast immer einen Namen gibt; das lockt die Käufer an.«

»Mein Landhaus ist unter dem Namen »Sykomorenhaus« bekannt, weil an beiden Seiten des Gebäudes eine lange Reihe dieser Bäume steht.«

»Das Sykomorenhaus!« erwiedert Bouffi lächelnd. »Ein sehr schöner, stattlicher Name! Er klingt wie der Titel eines Melodrama. — Ich will eine ausführliche Notiz darüber haben. Wenn mein Neffe heraufkommt, dictiren Sie ihm die genaue Beschreibung. Er ist noch in meinem Bureau beschäftigt; aber er wird bald kommen. — Und Sie haben auch Capitalien anzulegen, wie mir Floquart sagt —«

»Ja, ich habe zweihundertfünfzigtausend Francs, die ich auf meiner Reise erhalten habe, und etwa die gleiche Summe hier zu bekommen.«

Als der Fremde sein Vermögen nennt, wird Bouffi's Gesicht immer freundlicher, er macht eine tiefe Verbeugung und erwiedert:

»Ei, das ist ja ein schönes Vermögen! Wir wollen Ihre Capitalien zu fünf Procent nehmen, wenn es Ihnen genehm ist; aber nicht mehr. Denn ich gehöre nicht zu den Banquiers, die mehr versprechen, als sie halten können, und dann mit dem Säckel verschwinden. Ich will nicht nach Belgien gehen; ich befinde mich in Paris recht wohl, und bleibe hier.«

»Sie haben Recht, Herr Bouffi. Aber wir werden uns schon verständigen. Ich begnüge mich mit den gesetzlichen Zinsen. — Dann werde ich vielleicht ein Haus in Paris kaufen, ich weiß noch nicht —«

*

Digitized by Google

»Ich habe eins in der Rue du Temple —«

»O, in dem Stadttheile will ich nicht wohnen.«

»In Betreff Ihrer Besitzung möchte ich Sie um noch etwas fragen. Es ist eine Kleinigkeit, eine Kinderei; aber es gibt Leute, die vor Allem darauf sehen, und ein Landhaus, in welchem das fehlt, nicht kaufen würden. Haben Sie ein Billard in Ihrem Hause?«

»O ja, ein damals ganz neues und sehr gutes Billard.«

»Ein Billard, wer spricht vom Billardspiel?« ruft Rosalvinens Ehegemal, der das letzte Wort dieses Gesprächs gehört und sogleich Herrn Grangeville und dessen Fangspiel verläßt.

»Sie wollen Billard spielen, meine Herren?«

»Nein, lieber Herr Burgrave, ich fragte diesen Herrn, ob in der Besitzung, die er verkaufen will, ein Billard sei.«

»So! der Herr will eine Besitzung verkaufen — mit einem Billard?«

»Ja wohl.«

»Mit Blousen? Gehen Sie mir mit Ihren neuen Billards ohne Blousen. Es ist erbärmlich. Es ist kein Billardspiel mehr, es ist blos Caramboliren. Man spielt kaum noch einen Ball in ein Eckloch, und an Doubliren ist vollends nicht zu denken. Man verbannt Alles, was den Reiz des Billardspiels ausmachte und das Caramboliren nicht hinderte. Wie gesagt, es ist nicht mehr Billardspielen zu nennen, es ist ein Caramboleſpiel. Man muß sagen: Ich habe zu Hause ein Caramboleſpiel, aber kein Billard. Und die Poule, meine Herren, die Poule! Man kann nicht mehr Poule spielen, wenn man keine Blousen hat. Und doch kann man nur Poule spielen, wenn

Digitized by Google

man viel Gesellschaft hat. Sie sehen wohl, daß ich Recht habe; ein Billard ohne Blousen ist ein trauriges Ding. Ich glaube, daß ich lieber mit dem Fangbecher spielen würde, wie dieser Herr, der so geschickt darin ist.«

Man hat Burgrave seine Tira[illegible] über das Billard beenden lassen; Duvalloir antwortet ganz einfach:

»Es sind Blousen an meinem Billard; ich glaube nur, daß sie verstopft sind.«

»Verstopft? Man muß sie aufmachen lassen — Ist Ihr Landhaus weit von hier?«

»Zwölf Stunden, oberhalb Ermenonville.«

»Der tausend! das ist ein bischen weit. Es ist Schade, ich würde Ihre Blousen aufgemacht haben. Doch ich mache gern eine Spazierfahrt. Wie heißt der Ort?«

»Montagny an der Oise; Sie dürfen nur nach dem »Sykomorenhause« fragen, es wird es Ihnen Jedermann zeigen.«

»Gut, ich will Ihr Billard in Augenschein nehmen.«

»Lieber Herr Bouffi, es ist recht Schade, daß Sie zu Hause kein Billard haben —«

»Es fehlt mir der Platz; aber ich verspreche Ihnen, daß ich einen Platz finden werde, ich werde unten von meinem Bureau ein Zimmer nehmen, meine Commis müssen etwas zusammenrücken.«

»Bravo! Nun, im Nothfalle könnten sie Vormittags auf dem Billard schreiben.«

»Ich würde fürchten, daß sie das Schreiben auf dem Billard vergessen.«

Die Salonthür wird halb geöffnet, ein ganz junger Mann tritt schüchtern und geräuschlos ein, schlüpft so zu

Digitized by Google

sagen in die Gesellschaft und begrüßt Jedermann sehr höflich. Endlich kommt er zu dem Herrn vom Hause.

Es ist ein sehr hübscher junger Mann von zwanzig Jahren, der aber höchstens siebzehn zu sein scheint. Er hat dunkelblondes Haar und eine hohe Stirn, die auf ungewöhnlichen Verstand deutet. Man darf jedoch nicht immer darauf bauen, man kann sich in Stirnen so gut irren wie in anderen Dingen. Dazu große, sanfte blaue Augen, die er oft niederschlägt, wohlgeformten Mund, ovales Gesicht, etwas blasse Farbe . . . vielleicht sollte man sagen: wenig Farbe. Seine ganze Erscheinung bekundet eine zarte Organisation, ein sanftes, schüchternes Gemüth. So ist Oswald, der Neffe Bouffi's. Er ist von mittler Größe, aber schlank, gut gewachsen, und er würde noch hübscher sein, wenn er sich recht gerade hielte; aber vor seinem Oheim und seiner Tante ist es ihm so zur Gewohnheit geworden, den Kopf gesenkt zu halten, wie ein Schüler vor seinem Lehrer, daß er sich eine schlechte Haltung angewöhnt hat, die ihn mindestens um einen Zoll verkleinert.

Nach dem Tode seines Bruders, der Seemann war, hat Bouffi seinen damals eilf Jahre alten Neffen zu sich genommen. Er hat für seine Erziehung gesorgt, wobei er freilich überall ausposaunen ließ, daß er bei einem Waisenknaben Vaterstelle vertrete, daß ihn seine Erziehung viel Geld koste, kurz daß er der Wohlthäter des Knaben sei. Und da Niemand gegen diesen ausgezeichneten Ruf etwas einzuwenden hatte, so betrachtete man ihn als einen sehr mildthätigen Mann, obgleich es ganz natürlich ist, daß man sich eines verwaiseten Neffen annimmt.

Bouffi ließ aber nicht ausposaunen, daß er seinen

Neffen, sobald dieser schön schreiben und die Wechselrechnung gelernt hatte, in sein Bureau nahm und ihm mehr Arbeit zutheilte als einem andern Commis, denn die meisten Commis kommen nur selten Abends zur Arbeit; Oswald hingegen hatte keine Freistunden. Jeden Abend, ausgenommen Sonntags, ging er nach Tische wieder ins Bureau und arbeitete bis neun Uhr und sogar noch länger, wenn es dringende Geschäfte gab.

Der Neffe ersetzte also seit beinahe vier Jahren mindestens zwei Commis; er rechnete sehr gut, kannte die Wechselgeschäfte mit allen europäischen Handelsplätzen, war ein geschickter Buchhalter und Correspondent. Ein solcher Commis hätte einen bedeutenden Gehalt verdient; aber da Bouffi sein Oheim war, so gab er ihm nichts. Er hatte ihm eine kleine Dachstube angewiesen, und gab ihm Kleidung und Kost. Aber Oswald war sehr mäßig, sein Anzug war einfach, und seine ganze Verpflegung konnte auf höchstens fünfzehnhundert Francs zu stehen kommen. Der Neffe arbeitete indeß mindestens so viel wie ein Commis mit dreitausend Francs. So stand es um die Güte und Wohlthätigkeit Bouffi's; viele Leute kommen eben so wohlfeil in den Ruf der Großmuth und Freigebigkeit. Es könnte Einem wahrlich die Dankbarkeit verleiden; aber da sie sehr selten ist, so gleicht es sich aus.

Oswald war nichtsdestoweniger überzeugt, daß er seinem Oheim Alles verdanke; er war gegen ihn und seine Tante unterwürfig wie ein Sclave, er gehorchte ohne Murren den Befehlen, die er von ihnen erhielt, und beklagte sich nie über die ihm zugetheilte Arbeit. Ob er sie wirklich liebte? das ist eine andere Frage. Ich glaube nicht, daß

Digitized by Google

man für Menschen, die man fürchtet, wahre Zuneigung fühlen kann. Die Meinungen sind frei.

»Onkel, die ganze Correspondenz ist copirt,« sagte Oswald zu dem Herrn vom Hause.

»Es ist gut, Oswald. Geh jetzt mit diesem Herrn in mein Cabinet und schreibe Alles auf, was er Dir über eine zu verkaufende Besitzung und über anzulegende Capitalien mittheilen wird. Es ist in fünf Minuten geschehen. — Herr Duvalloir, wollen Sie sich gefälligst in mein Cabinet bemühen . . . es ist gleich nebenan.«

Der Neffe verneigt sich und verläßt mit dem Fremden den Salon.

»Nun, wohin geht denn der liebe kleine Neffe?« sagt Madame Burgrave; »kaum ist er im Salon erschienen, so verschwindet er wieder! . . . Ich habe ihn sehr gern, er ist so sanft und gut . . . so mädchenhaft . . .«

»Trösten Sie sich, Madame, Oswald wird bald wieder kommen,« erwiedert Bouffi lachend »Er hat nur etwas niederzuschreiben, was ihm Herr Duvalloir dictiren wird.«

»Aha! der Herr, der mir das Spiel erklärte? . . . er hat ein echt römisches Gesicht.«

»Ich finde, daß er sehr ernst aussieht,« setzte Grébois hinzu.

»Oder vielmehr melancholisch,« meint Madame Bouffi.

»So! Sie finden, Madame? Er will sich vielleicht dadurch interessant machen.«

»Er braucht solche Mittel nicht anzuwenden, um interessant zu sein,« sagt der Banquier; »er verfügt über fünf- bis sechshunderttausend Francs, vielleicht noch über größere Summen.«

»Ei! Das ist ein schönes Vermögen!«

»Ist er verheiratet?« fragt Madame Burgrave hastig.

Diese im Grunde ganz harmlose Frage erregt in dem Munde der beleibten blonden Dame ein ziemlich lautes Gelächter und Burgrave, der es gehört hat, ruft ihr zu:

»Nun, was kümmert's Dich denn, Rosa? Du hast es doch nicht auf Bigamie abgesehen?«

»Ich habe Dir verboten, mich Rosa zu nennen . . . ich werde auf diesen Namen nicht mehr antworten.«

»Du wurdest aber so genannt, als Du noch Mädchen warst.«

»Das ist möglich, aber seitdem ich kein Mädchen mehr bin, habe ich es für gut gefunden, meinen Namen auszudehnen. — Ich frage, ob der fremde Herr verheiratet ist, und mich dünkt, es sei eine ganz natürliche Frage, die Jedermann thun kann. Ich weiß wohl, daß ich nicht Witwe bin . . . mein Gott! ich weiß es wohl!«

Diese letzten Worte werden mit einem für Burgrave eben nicht schmeichelhaften Ausdruck gesprochen. Bouffi antwortet:

»Ich muß gestehen, Madame, daß ich ihn nicht darum gefragt habe; ich habe erst seit so kurzer Zeit das Vergnügen ihn zu kennen. Aber Floquart muß es wissen. — Floquart, wissen Sie, ob Herr Duvalloir verheiratet ist?«

Floquart, der nach und nach das Landsknechtspiel in Gang gebracht hat, antwortet:

»Es sind sechzig Francs zu halten. — Wenn sich Niemand findet, ziehe ich ein.«

»Der tausend! Sechzig Francs! Die Damen spielen ja sehr hoch.«

Digitized by Google

»Es sind auch Herren dabei.«

»Ich setze zwei Francs,« sagte Madame Burgrave, »obgleich ich das Spiel nicht kenne.«

»Es ist immer ein Anfang,« sagte Floquart lächelnd.

Aber Grébois, der vormalige Advocat, tritt an den Tisch und sagt:

»Banco!«

»Gut, das läßt sich hören! — Madame, Sie können Ihre zwei Francs zurückziehen.«

»Warum denn?«

»Weil dieser Herr Banco spielt.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Um so mehr haben Sie Ursache, Ihr Geld zurückzuziehen.«

»Wie! Um so mehr?«

Der Bankhalter schlägt die Karten um, er verliert. Grébois nimmt alles Geld, das auf dem Tische liegt, und die gekräuselte blonde Dame ruft:

»Wenn der Bankhalter verliert, so muß ich gewonnen haben.«

»Man hat Ihnen ja Ihren Einsatz zurückgegeben, Madame.«

»Aber ich sagte ja, daß ich zwei Francs setze ... alle Anwesenden müssen's gehört haben.«

Floquart, der den Spieltisch verlassen hat, tritt auf Bouffi zu und sagt leise zu ihm:

»Lieber Freund, Ihre Madame Burgrave ist wirklich unausstehlich beim Spiel! Sie können nicht denken, welche Dummheiten sie gemacht und gesprochen hat.«

»O, ich will es gar nicht bezweifeln.«

Digitized by Google

»Herr Duvalloir konnte es nicht mehr aushalten; sie hatte ihn in Beschlag genommen, er ist aber entwischt.«

»Ich habe mit ihm gesprochen; er scheint sehr reich zu sein. Sechshunderttausend Francs anzulegen. Und er hat wahrscheinlich noch mehr . . .«

»O ja, er ist sehr reich. Diese Bekanntschaft, Theuerster, wird Ihnen nicht schaden.«

»Geld kann man nur mit Geld verdienen. Was treibt er? Woher hat er sein Vermögen?«

»Wie können Sie so fragen! Woher er sein Vermögen hat? Ich weiß es nicht, ich pflege mich nach solchen Dingen nicht zu erkundigen. Ueberdies kenne ich ihn erst seit Kurzem; ich war bei Véfour einige Male sein Tischnachbar, und beim Essen kamen wir ins Gespräch. Ich sah bald, daß er ein Mann ist, der nicht knausert. Sie wissen, daß ich Tact habe: ich wittere den Reichthum. Es ist ein Magnet, der mich anzieht. — Er ist unlängst von einer langen Reise zurückgekommen; er hatte Capitalien in Amerika, in Brasilien. Ich glaube fast, daß er ein Schiffsrheder ist. Er wußte nicht, wie er seine Gelder anlegen sollte. — Da weiß ich Rath, sagte ich zu ihm; ich bin mit einem der ersten Pariser Banquiers, Herrn Bouffi de Nogent, innig befreundet; ich will Sie mit ihm bekannt machen. Es war ihm recht lieb, und ich habe ihn hierhergebracht. Es ist schön von mir . . . aber ich bekomme natürlich meine Mäklergebühr.«

»Sein Sie unbesorgt, wir werden ja immer gut mit einander fertig. — Madame Burgrave fragte soeben, ob Herr Duvalloir verheiratet sei.«

»Es wundert mich nicht von ihr: ich habe bemerkt,

Digitized by Google

daß dumme Menſchen immer ſehr neugierig ſind. Ich glaube nicht, daß er verheiratet iſt; er würde nicht im Speiſehauſe eſſen, wenn er einen eigenen Haushalt hätte. Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen.«

Viertes Capitel.

Indiscrete Frage.

Der Herr, von dem die Rede war, kommt mit dem Neffen wieder in den Salon. Bouffi beeilt ſich, mit dem Fremden ein neues Geſpräch anzuknüpfen. Floquart ſchlägt eine Bouillotte vor, welche angenommen wird. Madame Burgrave, die ſehr übler Laune iſt, weil man ihr die für die vorige Partie geſetzten zwei Francs nicht wiedergeben wollte, tritt vor den noch eifrig mit dem Fangſpiel beſchäftigten dürren kleinen Herrn, der zu ihr ſagt:

»Ei! Kommen Sie endlich! Sie ſehen ein, daß dieſes Spiel das ſchönſte iſt ... und dann verliert man ſein Geld nicht dabei.«

»Das iſt wahr; ich habe verloren, was ich hätte gewinnen ſollen. Man hat mich betrogen; es iſt nicht zu bezweifeln; man hat meine Unkenntniß dieſer Spiele benützt.«

»Madame, das wird Ihnen beim Fangſpiel nie geſchehen. Sehen Sie nur ...«

»Sie ſind ſehr geſchickt. Wollen Sie mir erlauben, einen Verſuch zu machen?«

Grangeville reicht Roſalvinen ſehr bereitwillig ſein Spielzeug. Sie hält es ganz gerade und ſetzt die Kugel in Drehungsbewegung. Aber der kleine Herr unterbricht ſie:

Digitized by Google

»Das ist nicht recht, Madame. Sie haben schlechte Grundsätze; man muß nie die Schnur in Drehungsbewegung setzen, noch die Kugel senkrecht werfen. So machen's nur schlechte Spieler.«

»Wie muß ich's denn machen?«

»Ich will's Ihnen zeigen, Madame. Geben Sie her und sehen Sie mich an. Ich mache eine Drehungsbewegung, schleudere meine Kugel vorwärts, so daß sie in der Luft eine halbe Wendung macht; dann kommt sie zurück und reicht mir ihre Oeffnung, und . . .«

»Jetzt verstehe ich . . . ich habe genau gesehen, wie Sie es machen. Jetzt sollen Sie sehen, daß ich's eben so machen werde.«

Die dicke Dame nimmt das Spielzeug wieder in die Hand, stellt sich vor ihren Lehrer und wirft die Kugel so geschickt, daß sie seine Nase trifft. Der kleine Herr schreit laut auf und erregt dadurch die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft.

»Was gibt's denn?« fragt Madame Bouffi.

»Es ist nichts!« sagt Madame Burgrave; »ich lerne das Fangspiel.«

»Aber ich habe Ihnen nicht gesagt, daß Sie mir die Kugeln an die Nase werfen sollen.«

»Es ist Ihre Schuld, Sie traten zu weit vor. Wäre Ihre Nase nicht dazwischengekommen, so würde ich die Kugel gefangen haben. Ich will's noch einmal versuchen.«

»Nein, Madame, lassen Sie es gut sein; ich habe genug.«

Grangeville steckt sein Spielzeug in die Tasche und

Digitized by Google

verläßt murrend und das Schnupftuch auf's Geſicht haltend, den Salon.

»Der Herr iſt recht ungalant!« eifert Madame Burgrave; »er nimmt ſein Fangſpiel mit, als ich eben anfange mich zu üben. Sie würden das gewiß nicht thun, ſolider Jüngling. Sie ſind zu gut erzogen, zu artig, um ſich ſo aufzuführen.«

Dieſe Worte waren an den Neffen des Hausherrn gerichtet, der ſich, wahrſcheinlich ohne Abſicht, an Roſalvinens Seite begeben hatte. Oswald ſchlägt die Augen nieder und antwortet:

»Madame, wenn ich ein Fangſpiel hätte, würde ich es Ihnen ſogleich holen, aber ich habe keins.«

»Sie ſind dieſen Abend ſehr ſpät heraufgekommen, junger Oswald. Warum läßt Ihr Oheim Sie denn ſo ſpät noch in ſeinem Bureau arbeiten? Mich dünkt doch, daß Sie an den Empfangstagen in die Geſellſchaft kommen könnten.«

»Ich hatte eine dringende Arbeit, Madame. Und ich nütze auch nichts in einer Geſellſchaft, ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll.«

»Nun, man plaudert mit den Damen, das bildet aus und lehrt feine Weltſitte.«

»Mein Oheim will vor Allem, daß die Rechnungen in Ordnung ſeien.«

»Ihr Oheim iſt ſtreng mit Ihnen, nicht wahr? Und Ihre Tante auch. Sie ſpricht mit Ihnen immer wie mit einem bezahlten Diener und das gefällt mir nicht.«

»O ich habe mich nicht zu beklagen, Madame. Ich

Digitized by Google

bin meinem Oheim viel Dank ſchuldig, er hat ſich meiner, des armen Waiſenknaben, angenommen ...«

»Ja, ich weiß. Aber Sie ſind doch ſein Neffe und da die Leute keine Kinder haben, ſo erſetzen Sie ihnen dieſelben ... oder vielmehr Sie erſetzen ihnen einen Commis.«

»Ich ſuche für das, was man für mich gethan, nach Kräften dankbar zu ſein.«

»Was haben Sie denn ſoeben mit dem Herrn gemacht, den der große Floquart hier eingeführt hat? ... Floquart iſt mir unausſtehlich! Er hat mich um zwei Francs im Spiel betrogen ...«

»Madame, ich habe niedergeſchrieben, was mir der Herr in Betreff einer zu verkaufenden Beſitzung dictirte. Es iſt ein Landhaus, das Sykomorenhaus genannt, mit ſchönem Garten, Park, Teich ... es muß ſehr hübſch ſein.«

»Das Sykomorenhaus! ... Es muß eine reizende Beſitzung ſein. Ein romantiſcher Name! Es ſind alſo Sykomoren im Hauſe?«

»Vermuthlich im Garten.«

»Ja, das meinte ich.«

»Der Herr ſcheint ſehr reich zu ſein, denn er hat außerdem mehr als fünfhunderttauſend Francs anzulegen. Er weiß noch nicht, wie er ſeine Capitalien verwenden ſoll.«

»Wie! ſo reich iſt er? Und er verkauft eine Beſitzung, die das Sykomorenhaus heißt! Es iſt wohl in einer ſchlechten Gegend?«

»O nein, Madame, es iſt in einer reizenden Gegend, unweit Morfontaine und Ermenonville ... Sie wiſſen, wo Jean-Jacques auf der Pappelinſel begraben iſt.«

Jean-Jacques? Ja, richtig, ein großer Schriftſteller,

Digitized by Google

der immer als Türke gekleidet war. Ich bin eine große Verehrerin dieses Schriftstellers. Und in jener Gegend liegt die Besitzung?«

»Zwölf Stunden von hier. Ich kenne Personen, die ebenfalls in der Nähe eine Besitzung hatten; es soll ein reizender Aufenthalt sein.«

»Aber warum verkauft dieser Herr, der nicht weiß was er mit seinem Gelde anfangen soll, eine Besitzung mit so romantischem Namen? Haben Sie ihn um die Ursache gefragt?«

Oswald antwortet lächelnd:

»O nein, Madame, das kümmert mich nicht.«

In diesem Augenblick kommt Burgrave zu seiner Frau und sagt zu ihr:

»Liebes Kind, Bichonneau speist morgen bei uns.«

Rosalvina zuckt die Achseln und erwiedert verdrießlich:

»Wahrhaftig, Du machst immer Dummheiten!«

»Wie! Dummheiten . . . weil ich Bichonneau eingeladen habe? Er ist ja ein sehr artiger Mann, und wir haben den ganzen Abend vom Billard gesprochen.«

»Aha! deshalb ist er ein artiger Mann! Dein Bichonneau ist ein Schmarotzer.«

»Schweig doch, Rosa! Man könnte uns hören.«

»Ich habe Dir verboten, mich Rosa zu nennen! Ich werde auf diesen Namen nicht mehr antworten.«

Burgrave entfernt sich sehr verdrießlich von seiner Frau. In diesem Augenblicke verläßt Duvalloir den Bouillottetisch, wo er mit der größten Ruhe einige Napoleons verloren hat, und er befindet sich in der Nähe der

Digitized by Google

Dame vom Hause, die ihm sehr zuvorkommend einen Platz an ihrer Seite anbietet.

»Sie sind nicht glücklich im Spiel gewesen?« fragt Madame Bouffi.

»O Madame, ich habe nur eine Kleinigkeit verloren. Das Spiel ist ja launenhaft: Einigen günstig, Anderen ungünstig. Die Hauptsache ist die Unterhaltung.«

»Haben Sie auf Ihren Reisen gespielt?«

»Fast überall: in England mäßig, in Spanien wenig, in Deutschland viel, in Amerika über die Maßen. Ich habe gesehen, daß die Leute überall Zerstreuung, Aufregung, oft auch Gewinn im Spiel suchen. Die beiden ersten Zwecke erreichen sie, selten den letzten. Im Allgemeinen ist das Spiel nur denen günstig, die dieser Gunst nicht bedürfen. Es bewährt sich auch hier das Sprichwort: Das Wasser fließt immer in den Strom.«

»Und Sie wollen in Frankreich Ihren dauernden Aufenthalt nehmen?«

»Wahrscheinlich, Madame; es müßten denn die Umstände eine Aenderung meines Entschlusses gebieten. Man kann ja nicht für die Zukunft bürgen, die scheinbar sichersten Entwürfe, die auf die natürlichsten Grundlagen gebauten Pläne werden zuweilen durch unerwartete Ereignisse vereitelt, vernichtet. Dann ändert sich Alles um uns; das geträumte Glück ist oft verloren, man muß sich eine andere Existenz schaffen ... aber man getraut sich nicht mehr, eine andere Zukunft zu träumen.«

Duvalloir sprach diese letzten Worte mit so tiefem Ernst, daß die Banquiersfrau dadurch ergriffen wird; sie sieht den Fremden mit größerer Aufmerksamkeit an und

Digitized by Google

bemerkt, daß er wirklich ungemein schöne Gesichtszüge, große braune Augen, eine hohe stolze Stirn, schöne Zähne und rabenschwarzes Haar hat, obgleich man hie und da schon einige jener Silberfäden bemerkt, die sich anfangs heimtückisch in das dunkle Haar einschleichen und dieses nach und nach ganz verdrängen.

Aber dieses schöne Gesicht hatte einen Ausdruck tiefer Trauer und erregte ein großes Interesse bei einer Dame, die einst selbst schön gewesen war und die Schönheit bei Anderen wohl zu schätzen wußte. Madame Bouffi antwortete also mit ihrer lieblichsten Stimme (Damen pflegen mehrere Stimmen zu haben, welche sie je nach Umständen anwenden):

»Sie sprechen von Ereignissen, welche zuweilen den ganzen Frieden eines Daseins stören, mit dem Ausdruck der Wahrheit und so tiefem Gefühl, daß man glauben könnte, Sie selbst wären von unerwarteten Schicksalsschlägen getroffen worden. Ich hoffe, daß dies nicht der Fall ist, oder daß Sie wenigstens den Sieg über alle feindlichen Gewalten davongetragen.«

Duvalloir zögert einen Augenblick, dann antwortet er mit gezwungenem Lächeln:

»Madame, ich erinnere mich, in meiner Jugend ein Stück gesehen zu haben, in welchem die Hauptperson sagte: Wenn man nicht zufrieden ist, muß man Philosoph sein! Aber derlei Sprüche, die in einem Vaudeville recht hübsch sind, haben im wirklichen Leben selten Geltung.«

Grébois, der die Stelle Duvalloir's am Bouillottetisch eingenommen hatte, wirft häufige Seitenblicke auf Madame Bouffi; das Gespräch, welches sie mit dem

Digitized by Google

Fremden führt, ſcheint ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen; er ſpielt zerſtreut, und der Herr vom Hauſe, der neben ihm ſitzt, ruft ihm oft zu:

»Grébois, jetzt iſt die Reihe an Ihnen. Woran denken Sie denn? Floquart wartet auf Ihre Erklärung . . .«

»O pardon! Ich habe geſagt, daß ich paſſe. — Nein, ich irre mich, ich paſſe nicht — ich halte.«

»Es iſt zu ſpät!« antwortet der große Floquart; »Sie haben geſagt, daß Sie paſſen, Sie dürfen nicht widerrufen. Geben Sie ein andermal Acht; es iſt fürchterlich, mit zerſtreuten Menſchen Bouillotte zu ſpielen.«

Zum Glücke für Grébois unterbricht Madame Burgrave das Geſpräch, welches ihm ſo unangenehm war; ſie fällt der Hausfrau in's Wort und ſagt zu Duvalloir:

»Ich habe gehört, daß Sie eine Beſitzung auf dem Lande zu verkaufen haben. Es ſoll eine ſchöne Gegend ſein — bei Ermenonville, wo Jean-Jacques begraben iſt — vermuthlich der Jean-Jaques, der die »Nouvelle Héloïſe« geſchrieben hat. Ich kenne ſonſt nichts von ihm, aber das genügt mir. — O Gott! Saint-Preux — Heloïſe — Abailard! Es iſt wundervoll! — Und Ihre Beſitzung heißt das Sykomorenhaus?«

»Ja, Madame, unter dieſem Namen iſt es in der Umgegend bekannt.«

»Welch' ein ſtattlicher Name! Ich möchte ſchon um des Namens willen dort wohnen. — Und Jean-Jacques iſt auf Ihrer Beſitzung begraben?«

»Nein, Madame, ſein Grab iſt zu Ermenonville, eine Stunde von meinem Landhauſe, das in Montagny liegt.«

»Montagny — auch ein hübſcher Name. Montigny

wäre mir noch lieber wegen der reizenden Schauspielerin vom Gymnase. Aber Montagny ist auch nicht übel. — Und Sie haben einen Sykomorenwald bei Ihrem Hause?«

»Einen Wald! das wäre zu viel gesagt, Madame; es ist nur eine doppelte Allee auf jeder Seite.«

»Es muß prächtig sein! — Und ein Teich, ein Park?«

»Ein kleiner Park. Im Ganzen enthält die Besitzung Alles, was man auf dem Lande wünschen kann.«

»Aber warum verkaufen Sie denn das schöne Haus? An Geld fehlt es Ihnen ja nicht, denn man versichert, daß Sie nicht wissen, was Sie mit Ihrem Gelde anfangen sollen.«

Diese plumpe Frage macht Duvalloir verstimmt; seine Gesichtszüge ziehen sich zusammen, er runzelt die Stirn und wirft der Fragerin einen zornigen Blick zu. Nach einer kurzen Pause antwortet er:

»Madame, könnten Sie mir sagen, wie alt Sie sind?«

Madame Burgrave ist ganz bestürzt; diese Frage bringt sie aus der Fassung, und sie vermag kaum zu stammeln:

»Wie, mein Herr — wie alt ich bin! — Wie kommen Sie zu dieser Frage? Was soll das bedeuten? Wer fragt wohl nach dem Alter einer Dame? — Ich finde Ihre Frage sehr unschicklich.«

»Ich habe dieselbe Meinung über Ihre Frage, Madame, und deshalb wollte ich wissen, ob Sie noch in dem Alter sind, wo man Unbesonnenheiten begeht.«

Madame Burgrave ärgert sich um so mehr, als die

Digitized by Google

Frage Duvalloir's ein allgemeines Gekicher im Salon hervorgerufen hat. Sie wirft mit erzürnten Blicken um ſich und erwiedert:

»Mein Gott! was iſt denn ſo Außerordentliches an meiner Frage? — Ich frage dieſen Herrn, warum er ſein Haus verkaufen will; das iſt ja eine ganz alltägliche Frage. — Man kann verkaufen wollen, weil die Luft ſchlecht, die Gegend ungeſund iſt, oder weil die Bauern boshaft und diebiſch, die Nachbarn unerträglich ſind. Ich weiß wohl, daß man es dem Kaufluſtigen nicht ſagen würde, aber ich will ja nicht kaufen, ich plaudere nur. Es war daher kein Grund vorhanden, eine ſo alberne Frage an mich zu richten!«

Während Roſalvina ihrem Zorne freien Lauf läßt, hat, Duvalloir von Madame Bouffi Abſchied genommen und den Salon verlaſſen. Als die gekräuſelte Dame merkt, daß er fort iſt, ſetzt ſie hinzu:

»Es iſt gut, daß er ſich entfernt hat; denn ich weiß nicht, wozu ich mich hätte hinreißen laſſen — ich würde ihm meinen Mann mit ſeiner Karte zugeſchickt haben.«

»Wie, Roſa, was für eine Karte? Haſt Du eine Karte verloren?« fragt der Ehegemal Roſalvinens, der mit Bichonneau vom Billardſpiel ſprach und nicht gehört hat was den Zorn ſeiner Frau erregt.

»Du hörſt nie, was geſprochen wird!« eifert ſie. »Iſt es nicht deine Pflicht, deine Frau in Schutz zu nehmen, wenn ſie inſultirt wird?«

»Liebe Madame Burgrave,« ſagt die Dame vom Hauſe beſchwichtigend, »mir ſcheint, daß Sie ſich um eine zu geringfügige Sache erzürnen. Der Fremde fand Ihre

Digitized by Google

Frage indiscret, und er hat nicht ganz Unrecht. Wir sehen Herrn Duvalloir diesen Abend zum ersten Male, und Sie erwarten, daß er Ihnen sage, aus welchem Grunde er sein Landhaus verkaufen will. Ich bin überzeugt, daß ihn mein Mann nicht darum gefragt hat.«

»O nein. Er will sein Haus verkaufen, das ist seine Sache. Ich habe nicht das Recht, ihn um die Ursache zu fragen und brauche es auch nicht zu wissen, um das Geschäft zu Stande zu bringen.«

»Aber meine Frage verdient doch nicht den Zorn, den sie ihm verursacht hat. Denn er warf mir einen Blick zu — einen so häßlichen Blick habe ich nie gesehen. Und ich fand den Herrn so interessant! Wo hatte ich denn die Augen? Er ist ein abscheulicher Mensch, er hat etwas Unheimliches.«

»Es ist wahr,« sagt Grébois, »als ihn Madame fragte, warum er sein Haus verkaufen wolle, wurde er auffallend betroffen.«

»Es freut mich, daß Herr Grébois es bemerkt hat, wenigstens ist er meiner Meinung. — O ich möchte die Besitzung nicht geschenkt . . . schon der Name Sykomorenhaus verkündet nichts Gutes . . .«

»Aber liebes Kind, es soll ein ausgezeichnetes Billard im Hause sein. Ich habe ihm gesagt, daß ich es in Augenschein nehmen und die Blousen aufmachen wolle, um es zu versuchen.«

»Das fehlte noch! . . . Er ist ein impertinenter Mensch. Das ist meine Meinung über ihn, und ich verbiete Dir, irgend etwas bei ihm aufzumachen.«

Burgrave antwortet nichts, und bald wird er von seiner

Digitized by Google

Frau fortgeführt. Der Zorn der zartfühlenden Rosalvina hat die Gesellschaft sehr belustigt. — Bald wird Abschied genommen.

Mignonnet sagt beim Fortgehen zu dem Neffen:

»Lassen Sie sich das zur Warnung dienen, junger Mann. Man muß ein Frauenzimmer nie in ihrer Eigenliebe verletzen. Diese Dame fand den Fremden liebenswürdig, interessant; jetzt nennt sie ihn abscheulich! Er hat freilich gefragt, wie alt sie sei. — Das war ein großer Fehler — er müßte es denn absichtlich gethan haben.«

Fünftes Capitel.

Ein Haus in der Rue du Temple.

Es ist sieben Uhr Morgens, und obgleich es der achte April, also Frühling ist, so ist die Luft doch kalt und rauh. Es schneit nicht, aber es fällt ein feiner Regen; der kalte Nebel durchnäßt mehr als der stärkste Schnee und macht für Pferde und Fußgänger den Weg schlecht.

Wir treten in ein Haus der Rue du Temple, fast gegenüber dem Markte. Das Haus ist nicht stattlich, es hat nur drei Fenster Straßenfront; unten ist der Laden eines Wurstmachers und eine schmale Hausflur; am Ende der letztern eine Treppe, die ihr spärliches Licht von einem zehn Fuß ins Gevierte haltenden und von fünf Stockwerke hohen Mauern umgebenen Hofe erhält. Man kann sich denken, wie viel Luft in ein solches Verließ dringen kann; aber vormals baute man in Paris selten anders, und die meisten Häuser hatten weder Licht, noch Luft, noch Reinlichkeit. —

Digitized by Google

Man pflegte auch die Kellerthür mitten in der ſchmalen Hausflur anzubringen; man mußte eine Fallthür aufheben, um die Kellertreppe zu finden um Wein heraufzuholen. Man ließ die Fallthür offen, ſo lange als man im Keller zu thun hatte; wenn dann Jemand ins Haus kam, ſo lief er Gefahr, in das Kellerloch und zuweilen auf die mit dem Wein heraufkommende Perſon zu fallen; denn die Hausflur war ſehr dunkel und man ſah nicht immer vor die Füße. — Wie hübſch war es doch in den Häuſern des alten Paris!

Dem Himmel ſei Dank, ihre Anzahl vermindert ſich mit jedem Tage, aber es gibt noch ſolche Häuſer. Die Liebhaber alter geſchwärzter Mauern, ſchmutziger Treppen, feuchter Geländer und ungeſunder Zimmer mögen ſich beruhigen, es gibt in Paris noch Ueberreſte der guten alten Zeit.

Das Haus, in welches wir den Leſer führen, hatte vier Stockwerke und Dachſtuben. Ein Hausmeiſter war nicht vorhanden; auch eine Sitte der alten Zeit; die Hausmeiſter werden als Luxus betrachtet, der nur den großen Häuſern, den Hotels geſtattet ſei. Wie bequem war es damals! Man trat in ein Haus, wo eine Perſon wohnte, die man ſuchte; aber man wußte nicht, in welchem Stockwerke, und man mußte an allen Thüren anläuten. Es war für Fremde eben ſo angenehm wie für die Hausbewohner.

Hier war der ganze erſte Stock von dem Wurſtmacher bewohnt, und dieſer hatte im Hofe überdies noch eine Art Küche, in welcher er ſeine Würſte fabricirte und allerlei »Schweinereien« trieb. — Doch ich will dem Manne nicht

Digitized by Google

Unrecht thun, ich meine: er verarbeitet die Schweine zu verschiedenen Eßwaaren.

Im zweiten Stock, in der aus drei Zimmern bestehenden Vorderseite wohnte Madame Rennecart mit ihrer Nichte. Diese Dame war die Hauptpartei im Hause, aber sie war stocktaub, wodurch die Beziehungen, welche man mit ihr zu haben wünschte, sehr erschwert wurden. Ihre Nichte Virginie hörte freilich sehr gut und konnte bei der Tante als Dolmetscherin dienen; aber die Nichte ging jeden Morgen um acht Uhr fort, um in einem Leinenwäschegeschäft zu arbeiten, und kam erst um neun Uhr Abends wieder nach Hause. Es war daher schwer, sie außer den Sonn- und Feiertagen bei ihrer Tante zu finden.

In demselben Stocke hinten heraus wohnte ein alter Hagestolz, der Commis in einem Handlungshause war.

Den ganzen dritten Stock bewohnte eine jüdische Familie, bestehend aus dem Manne, der Frau, sechs Kindern, zwei Katzen und einem Papagei. Es verging selten ein Augenblick des Tages, ohne daß man die Sprößlinge Israels schreien hörte; wenn der eine still war, schrie der andere. Und sie schrien aus bloßer Unart; denn die Juden, welche große Kinderfreunde sind, und nie genug Nachkommenschaft zu haben glauben, pflegen ihre Kinder keineswegs streng zu halten, und verzogene Kinder pflegen am meisten zu schreien. Das Familienhaupt machte Handelsgeschäfte. Wo findet sich auch wohl ein Jude, der nicht handelt? Seine Frau besorgte und reinigte die Kinder, und das war keine kleine Arbeit. Das älteste war neun Jahre alt, man kann also leicht denken, wie groß die anderen waren. Das Dienstmädchen kochte, machte Bestellungen, trug Packete aus und

Digitized by Google

prügelte die Katzen, die sich in den Zimmern vergaßen oder in der Küche naschten. Der Papagei, der lange bei einem alten Soldaten gewesen war, schrie vom Morgen bis zum Abend: »Schultert . . . präsentirt das Gewehr!«

Im vierten Stock, vorne heraus wohnt ein Tonkünstler, der in einem kleinen Theater die Clarinette spielt und Unterricht gibt, wenn ihm die Proben Zeit dazu lassen. Die kleine Hofwohnung ist an eine junge Dame vermiethet, die allein wohnt, fast nie ausgeht, keine Besuche empfängt und jede Begegnung mit den andern Hausbewohnern möglichst zu vermeiden scheint.

Diese Dame, die man Madame Huberty nennt, hat indeß ein sehr hübsches Gesicht, einen schlanken Wuchs und eine schöne Haltung, obgleich sie sich ziemlich einfach kleidet; die Frauen haben eine Art sich zu tragen, welche auf den ersten Blick errathen läßt, welcher Gesellschaftsclasse sie angehören.

Wenn ein neugieriger Hausbewohner zu Madame Rennecart sagt: »Was treibt denn die Dame im vierten Stock, die mit Niemand spricht?« — so antwortet die Alte (wenn sie es mit Hilfe ihres Hörtrichters verstehen konnte):

»Madame Huberty? sie treibt gar nichts.«

»Sie hat also Renten?«

»Wahrscheinlich. Im Grunde kümmert es uns ja nicht. Es ist schwer, sich ruhiger zu verhalten; man kann nicht sagen, daß sie Lärm mache, zu viele Besuche empfange. Es ist unmöglich, sittsamer zu leben, und seit fünfzehn Monaten, daß sie im Hause wohnt, hat sie in ihrer Lebensweise nichts geändert.«

»Sittsam! wer weiß? In einem Hause, wo kein

Digitized by Google

Hausmeister ist, wo jeder Bewohner seinen Schlüssel hat, kann man die ganze Nacht ungehindert ausgehen, nach Hause kommen und Besuche empfangen.«

»Hören Sie: Stellen Sie sich an die Hausthür und warten Sie die ganze Nacht; Sie können ja Hausmeisterdienste versehen und sich überzeugen, ob die Dame in der Nacht ausgeht oder Besuche empfängt.«

Diese Antwort machte den Fragen fast immer ein Ende.

Von den Dachstuben des Hauses, welche größtentheils als Rumpelkammern benutzt wurden, dienten nur zwei zu Wohnungen; die eine war vorne, die andere nach dem Hofe hinaus. In der ersteren wohnte eine Logenschließerin, Madame Putiphar, welche im Laufe des Tages in einer Hütte am Templemarkt Bücher verlieh. Sie hatte ihre Dachstube fast ganz mit kleinen Bänken angefüllt, welche als Breter für die in ihrer Bude nicht unterzubringenden alten Bücher dienten. — In der hintern Dachstube endlich wohnte ein noch junger Gelbgießer, der jeden Montag einen Rausch hatte, aber die ganze Woche hindurch auf der Treppe sang, wenn er nach Hause kam oder fortging; aber er ging gewöhnlich um sieben Uhr Früh fort und kam erst Abends nach Hause, um sich schlafen zu legen.

Dies war die Hausbewohnerschaft, welche seit drei Jahren bei Madame Rennecart eingemiethet war. Diese Dame war fünfzig Jahre alt, sie war aus einer wohlhabenden Familie, hatte eine gute Erziehung genossen und einen Kaufmann geheiratet; aber dieser war in seinen Unternehmungen nicht glücklich gewesen und hatte seiner

Digitized by Google

Witwe nur eine sehr nothdürftige Rente von neunhundert fünfzig Francs hinterlassen, welche kaum hinreichten, um ihr Leben zu fristen. Aber damals hatte Madame Rennecart noch einen Bruder, der als wohlhabender Witwer mit zwei Kindern auf einer hübschen Besitzung in der Nähe von Paris lebte und seine Schwester zu sich nahm. Leider wurde auch Herr Vermont, ein vormaliger Offizier, der nichts von Geschäften verstand, von der Speculationswuth ergriffen. Er wollte seiner Schwester wieder zu einem Vermögen verhelfen und wagte das seinige. Vielleicht würde er noch etwas gerettet haben, wenn ihn der Tod nicht unerwartet im Alter von achtundvierzig Jahren ereilt hätte, ohne daß er seine Angelegenheiten ordnen konnte. Es meldeten sich nun Gläubiger, Geschäftsfreunde, Vermittler; die Besitzung Vermont's wurde verkauft; die arme Schwester verstand nichts von Geschäften, sie hoffte indeß einige Trümmer von dem Vermögen ihres Bruders zu retten, um die beiden von ihm hinterlassenen Kinder zu erziehen. Sie ward auch in dieser Erwartung getäuscht: die Gläubiger, Gerichtspersonen und Anwälte nahmen Alles und behaupteten, es sei nur gerade genug da, um sie zu befriedigen. Den Kindern Vermont's blieb nichts als ihre gute Tante mit ihren neunhundert Francs Renten. Das war freilich gar wenig, um zwei Kinder zu erziehen!

Aber mitten unter diesen Schicksalsschlägen hatte Madame Rennecart immer ihr heiteres, muthiges, ergebungsvolles Gemüth bewahrt; sie gehörte zu den Charakteren, die im Unglück immer fest und gelassen bleiben. Sie dachte: Wenn ich auch verzweifelte, es würde doch

Digitized by Google

nicht anders. — Ein solcher Charakter ist eine schöne Himmelsgabe; er ist oft mehr werth als Geld und Gut, denn er vermag jedem Mißgeschick zu trotzen.

Madame Rennecart war mit ihrer Nichte und ihrem Neffen, Virginie und Horace, nach Paris gekommen. Horace war schon sechzehn Jahre alt, als sein Vater starb, und zum Glück hatte er schon viel gelernt, weil er ein fleißiger Schüler war; aber seine Schwester war um vier und ein halbes Jahr jünger als er, und die arme Kleine wußte noch sehr wenig.

Die vortreffliche Tante suchte für Alles Rath zu schaffen, sie legte selbst Hand ans Werk, stickte und nähte. Sie wurde etwas schwerhörig, aber sie ließ sich dadurch nicht vom Arbeiten abhalten. Seit zwei Jahren war sie völlig taub geworden, ohne jedoch ihren Muth und ihre Heiterkeit zu verlieren.

Eine alte Bekannte hatte ihr vor drei Jahren die Verwaltung des eben beschriebenen Hauses verschafft. Der Hauptnutzen der Hausverwalterin war die freie Wohnung. Das war viel für Madame Rennecart und sie hatte diese Stellung auch mit Freude angenommen. Da sie nie ausging, so konnten die Miethlustigen versichert sein, sie immer zu Hause zu treffen. Inzwischen machten die Wurstmachergesellen einen gewaltigen Lärm bei ihrer Arbeit, schrien die jugendlichen Makkabäer, schwatzte der Papagei, miauten die Katzen, schnarrte die Clarinette des Tonkünstlers im dritten Stock, sang der Gelbgießer und schimpfte die Logenschließerin, respective Bücherverleiherin, wenn sie die Entdeckung machte, daß Blätter in einem zurückerhaltenen Buche fehlten. Es war also ein fast unaufhörliches Getöse

Digitized by Google

im Hauſe. Man hätte glauben können, es würde die Generalprobe einer großen Oper mit Blechmuſik abgehalten.

Aber da Madame Rennecart ſeit zwei Jahren ſtocktaub war, ſo antwortete ſie mit voller Ueberzeugung auf die übliche Frage der Miethluſtigen, ob es auch ein ruhiges Haus ſei:

»O ja, es iſt ein ſehr ruhiges Haus, darauf können Sie ſich verlaſſen. Zuweilen könnte man den ganzen Tag eine Fliege ſummen hören.«

Zum Unglück für die arme Frau war das Haus von Herrn Bouffi, dem uns bekannten Banquier, vor ſechs Monaten angekauft worden.

Sechſtes Capitel.

Das Meſſer und die Wurſt.

Es iſt ſieben Uhr Früh und heller Tag; aber der Tag iſt nicht ſchön und heiter, wie mancher Frühlingsmorgen. In dem Hauſe, deſſen Verwalterin die taube Dame iſt, ſind die meiſten Hausbewohner gleichwohl ſchon wach.

Die Wurſtmachergeſellen haben den Reigen eröffnet und den Höllenlärm begonnen; man hört im Hofe die großen Hackmeſſer: Patapang! patapang! pang! pang! patapang!

Der Gelbgießer tritt ans Fenſter in der Nachtmütze, beſtehend aus einer alten eiſernen Kohlenpfanne ohne Stiel, und ſtimmt, um ſeine Kehle geſchmeidig zu machen, einen Gaſſenhauer an.

Digitized by Google

Die Logenſchließerin öffnet mit verzweiflungsvoller Miene das Fenſter, und ihr Nachbar ruft ihr zu:

»Guten Morgen, Madame Putiphar! Wie geht's? Haben die Bücher geſtern etwas eingetragen? ... Wie ich höre, haben Sie ein Drama, welches dermaßen Furore macht, daß Sie von Leſeluſtigen beſtürmt wurden ...«

»Ach! Man hat nichts als Aerger von dem Leihgeſchäft. Denken Sie ſich, Herr Salot, vor einigen Tagen verlieh ich meinen ſchönen Roman, betitelt: ›Die Viſionen im Pyrenäenſchloſſe,‹ aus dem puren Engliſchen überſetzt, in ſechs Bänden, mit Geiſtererſcheinungen, Geſpenſtern, ungeheuren Todten. Es iſt ein wunderſchöner Schauderroman, wie man deren jetzt leider nicht mehr ſchreibt. Ich begreife es nicht, denn nur ſolche Romane ſind ſchön. — Denken Sie ſich, lieber Freund, es fehlt mir ein Band. Die Spitzbuben! Sie hatten das Ganze in Papier gewickelt und mit Bindfaden zuſammengeſchnürt. Ich nahm das Packet, ohne es zu unterſuchen, und ein Band iſt futſch! Das ganze Werk iſt nichts mehr werth!«

»Laſſen Sie's gut ſein, Madame Putiphar; Sie müſſen ſagen, das Werk habe nur fünf Bände ... es werden einige Geſpenſter weniger erſcheinen und das thut nichts.«

»Aber wohin ſoll das führen, wenn das ſo fort geht, lieber Herr Salot? Man rupft mich tagtäglich ...«

»Es iſt wahr, da müſſen Sie am Ende ganz kahl werden.«

Patapang! patapang! pang! pang!

»Der Tauſend! Die Wurſtmacher arbeiten tüchtig. Das muß man dem Nachbar da unten laſſen, ſehr gute

Würste macht er; ich habe vorgestern Abends zwei verspeist und ich habe wahre Cupidoträume darauf gehabt.«

»O la! la! . . . o la! la! ich will's nicht wieder thun . . . hi! hi! hi!«

»Ich will Chocolade zum Frühstück; hörst Du wohl?«

»Es ist gut, ich werde der Mama sagen, daß Du mich einen Schreier genannt hast, Du sollst ausgezankt werden . . . und dann will ich ihr sagen, daß Du meinen Bruder Jacob schlägst.«

»Dein Bruder Jacob hat wieder das Bett naß gemacht; glaubst Du denn, ich soll ihm das so hingehen lassen?«

»Hi! hi! hi!«

»Die kleinen Makkabäer fangen ihre Vorstellung an,« sagt der Gelbgießer; »sie sind heute sehr früh munter . . . Die lieben Kindlein! . . . Ach! Sage mir, wie nennt man das . . . was mir das Herz bewegt?«

»Schultert . . . präsentirt das Gewehr!«

»Hi! hi! hi!«

»Noëmie, warum weinen denn die Kinder? Du weißt ja, daß ich es nicht leiden kann. Ich habe Dir ja verboten, sie zu schlagen.«

»Mein Gott! Madame, ich habe Ihrem kleinen Jacob einen kleinen Klapps gegeben und nun schreit er wie ein Esel! Warum hat er sein Bettzeug wieder naß gemacht . . .«

»Das ist nicht seine Schuld, es ist eine natürliche Schwäche, die man ihm durch Schläge nicht abgewöhnt.«

»Na, wenn er schon mit vier Jahren eine schwache Natur hat, was wird er denn sein, wenn er erwachsen ist?«

Digitized by Google

»Wärme das Sauerkraut zum Frühstück für meinen Mann.«

»Mama ... was bekomme ich denn zum Frühstück? ... Und ich?«

»Wer artig ist und sich gut wäscht, bekommt Milch und Butterbrot. — Sara, schneuze Dich doch! Rebecca, kleide Dich an und bleibe nicht so lange im Hemd ... es ist sehr kalt. — Ezechiel, Du hast ein Loch in deine nagelneue Hose gerissen ... und zwar ein rundes Loch ... es ist eingebrannt. Sprich, Ezechiel, wie hast Du das angefangen? Antworte und lüge nicht!«

»Mama ... ich hab's beim Spielen ...«

»Was hast Du gespielt?«

»Ich habe geknöchelt.«

»Beim Knöcheln verbrennt man keine Hose.«

»Ich habe mit Jonas gespielt.«

»Nun, und hat Dich dein Bruder verbrannt?«

»Nein, Mama. Es waren Reibhölzchen unter den Knöcheln, und beim Spielen fing eins Feuer und fiel auf meine Hose.«

»Die verdammten Zündhölzchen machen immer Unheil! Ich habe der Noëmie verboten, sie zu gebrauchen ... ich will keine im Hause haben ... Noëmie! Noëmie!«

»Prrrrrä ... sentirt ... das Gewehr!«

Nun beginnt im vierten Stocke eine lange Clarinettenstudie, ausgeführt von dem Tonkünstler und accompagnirt von den wursthackenden Metzgerburschen.

»Noëmie! Noëmie!«

»Hi! hi! hi!«

Digitized by Google

»Weine nicht mehr, Jaköbchen. Du wirſt deinen kleinen Bruder Salomon wecken, der den Schlucken hat ...«

»Hi! hi! hi!«

»Sei ſtill, Du ſollſt auch Chocolade zum Frühſtück haben. — Noëmie! — Biſt Du endlich da? Ich rufe Dich ſeit einer Stunde.«

»Wie kann ich denn hören, Madame! Es iſt ja im ganzen Hauſe ein Lärm ...«

»Ich will durchaus keine Zündhölzchen im Hauſe haben. Hörſt Du ... es ſollen keine gebraucht werden.«

»Das wäre ſchön! Ich ſoll alſo Feuer ſchlagen?«

»Du kannſt ſchlagen was Du willſt ... ausgenommen meine Kinder. — Jetzt mache Chocolade für Jakob.«

Die Köchin geht wieder in die Küche und murrt:

»Was! er bekommt Chocolade, weil er das Bett naßgemacht hat! Wenn er's vollends beſchmutzt, bekommt er gewiß Zuckerwerk. Es wird mir nachgerade langweilig mit den kleinen Fratzen; wenn Auguſt, der Metzgerburſche, nicht ſo freundlich mit mir wäre, ſo hätte ich dieſes Haus ſchon längſt verlaſſen. — Jetzt fängt unſer Herr noch an zu fluchen ... das fehlt noch!«

»Sapperment! Weiß ich doch, daß ich geſtern Abend habe mein Meſſer gelaſſen auf dem Kamin, als ich hatte geſchält eine Birn'. Was iſt mit meinem Meſſer geſchehen? Wer hat genommen mein Meſſer?«

»Ich nicht, Papa! ... Ich nicht!«

»Es kann doch nicht verloren ſein. Ich will mein Meſſer! — Ezechiel, Du biſt der älteſte, komm her und antworte; haſt Du mein Meſſer mit dem Elfenbeingriff geſehen?«

Digitized by Google

»Ja, Papa, ich habe es gesehen ... als Du es in der Hand hattest.«

»Ich sah es auch, als ich's in der Hand hatte; aber hast Du es diesen Morgen gesehen?«

»Nein, Papa; ich habe es nicht gehabt, sondern Jonas. Ich habe gesehen, wie er Käse auf sein Brot strich, und ich glaube wohl, daß er dein Messer hatte.«

»Jonas! Jonas! Wo ist er denn?«

Man hat viele Mühe, den hinter den Vorhängen versteckten kleinen Jonas zu finden. Endlich kommt er so bestürzt zum Vorschein, als ob er eben aus dem Bauche des Walfisches gekrochen wäre. Er hat Traubenmuß an der Nase und weißen Käse an den Lippen; er will nicht merken lassen, daß er noch ißt. Der beinahe achtjährige Jonas hat eine Nase wie eine plattgedrückte Kastanie und Haare wie rothe Baumwolle.

Herr Makkabäus nimmt eine ernste Miene an, um seinen Sohn Jonas, der oft dumme Streiche macht und diese immer seinen Brüdern in die Schuhe zu schieben sucht, ins Verhör zu nehmen.

»Jonas, komm hierher.«

»Da bin ich, Papa.«

»Was machtest Du hinter dem Vorhange?«

»Papa, ich habe mich gewaschen.«

»Was! Du hast Dich gewaschen mit Traubenmuß, das Du im Gesicht hast?«

»Papa, es war gewiß an der Serviette ...«

»Wo ist die Serviette?«

Jonas besinnt sich einen Augenblick, dann antwortet er:

Digitized by Google

»Ich habe Sie meinem Bruder Ezechiel gegeben, um sich die Ohren abzuwischen.«

»Das ist nicht wahr, Papa, er lügt, er hat mir die Serviette nicht gegeben. Ich habe mich heute noch nicht gewaschen, das kann man wohl sehen.«

»Ja, man sieht es. Jonas, Du lügst!«

»Nein, Papa, mein Bruder ist ein Dummkopf . . . er vergißt Alles.«

»Das ist nicht wahr, Lügner!«

»Still! Jonas, was issest Du jetzt?«

»Ich esse nicht, Papa!«

»Er ißt nicht! Mach den Mund auf! geschwind den Mund auf!«

»Sieh nur, Papa, er verschluckt was er im Munde hat.«

Jonas kann nicht Alles, was er noch kaute, verschlucken, und als ihn sein Vater zwingt den Mund aufzuthun, niest er einen Theil des Gekauten aus. Dies besteht aus Brot und Schmierkäse.

»Du siehst, kleiner Lügner, daß Du Käse gegessen . . .«

»Ja, ich hatte ein bischen vom Abendessen abgespart.«

»Das ist nicht wahr, Papa, er lügt. Er spart sich nie etwas vom Abendessen auf, er ißt Alles und stiehlt uns auch noch etwas. Gestern hat er Jakübchens Butterbrot gegessen.«

»Es ist gut, Ezechiel; da Du mich bei dem Papa angibst, so verlange meinen Kreisel, und Du wirst sehen, ob ich Dir ihn leihe.«

»Du willst mir nie deinen Kreisel geben! Dafür behalte ich auch meinen Kautschukball.«

»Der Ball gehört nicht Dir, sondern Rebecca.«

Digitized by Google

»Sie hat mir ihn geſchenkt.«

»Nein, ſie hat Dir ihn nicht geſchenkt.«

»Ja!«

»Nein!«

»Ja!«

»Sapperment! Still, ihr Schlingel! — Ich will mein Meſſer haben. Jonas, Du haſt es gebraucht, um Käſe auf's Brot zu ſtreichen.«

»Nein, Papa, ich habe ihn mit den Fingern aufgeſtrichen.«

»Komm her, ich will deine Taſchen unterſuchen.«

Jonas tritt keck vor, und der Vater greift ihm in die tiefen Hoſentaſchen. Er findet darin: ein Stück Zucker, einen Korkſtöpſel, drei Pflaumen, einige Stücke Gerſtenzucker, Thonkugeln, Cigarrenſtümpfe, Bindfaden, Haſelnüſſe, eine Wurſt, Reibhölzchen, Brotkrumen, Roſinen, einen Bleiſtift, ausgeſchnittene Bilder, den Ueberreſt eines Wachsſtockes, Chocoladekügelchen, ein Stück Unſchlittkerze und etwas Rauchtabak. Aber das Meſſer war nicht da.

Die Makkabäerin ſieht mit Erſtaunen, was ihr Söhnlein Alles in den Taſchen hatte.

»Mein Gott!« ſagt ſie, »ich hätte nicht geglaubt, daß ich ihm ſo tiefe Taſchen gemacht hätte.«

Der Papa unterzieht die Waaren, die er aus den Taſchen ſeines Söhnleins genommen, einer eingehenden Unterſuchung; er nimmt die Wurſt und fragt:

»Woher haſt Du dieſe Wurſt? Antworte!«

Jonas kratzt ſich den Kopf und ſtammelt:

»Ein Metzgerburſch hat ſie mir gegeben . . .«

»Ein Metzgerburſch?«

Digitized by Google

»Ja, der große hübsche Menſch, der unten im Hofe immer mit unſerer Köchin plaudert . . .«

»Was! Noëmie plaudert mit Metzgerburſchen! Es iſt gut, daß ich es weiß. — Wie kommt denn der Menſch dazu, Dir dieſe Wurſt zu ſchenken?«

»Ich . . . ich war ſoeben unten im Hofe. Da ſagte Auguſt zu mir: Höre, mein Junge, ich habe Würſte gemacht; da iſt eine für Dich, weil Du ſo artig biſt. Du biſt nicht wie deine Brüder, Du weinſt nie.«

»Er hat Dir die Wurſt heute früh gegeben? Und er hatte ſie eben erſt gemacht?«

»Ja wohl. Höre nur den Lärm, den ſie jeden Morgen machen. Pang! pang! patapang! ſie hacken Würſte.«

Makkabäus ſcheint von der Wahrhaftigkeit ſeines Söhnleins nicht ganz überzeugt zu ſein; er hält die Wurſt unter die Naſe, beißt hinein und ißt ein Stück.

»Wie kommt es denn, daß die Wurſt gekocht iſt? Hat ſie Dir der Metzgerburſch doch roh gegeben?«

Jonas wühlt wieder in der rothen Wolle, die ſeinen Kopf bedeckt, und antwortet:

»Es muß wohl . . . ja, jetzt erinnere ich mich. Ich hatte die Wurſt in der Taſche und ſtand lange am Ofen; ſie iſt warm geworden und in meiner Taſche geſotten.«

Der Kleine hat auf Alles eine Antwort. Aber Ezechiel, der in das Eßzimmer gelaufen iſt, kommt zurück und ruft:

»Das iſt nicht wahr! Die Wurſt konnte in der Taſche beim Ofen nicht ſieden; es iſt gar kein Feuer im Ofen, die Köchin hat heute noch kein Feuer gemacht.«

Digitized by Google

Jonas zeigt ſeinem Bruder die Zunge; der Papa macht ein ernſtes Geſicht und eifert:

»Sapperment! Jonas, wie kommt es, daß dieſe Wurſt geſotten iſt?«

Der Kleine kratzt ſich wieder den Kopf und antwortet:

»Ich habe lange darauf geſeſſen, Papa . . . da muß ſie wohl geſotten haben.«

»Das iſt auch erlogen! . . . Papa, er will Dir aufbinden, daß er Würſte unter ſeinem Geſäß ſieden könne.«

»Schweig, Ezechiel!« ſagt die Mama; »Du willſt deinen Bruder nur immer anſchwärzen. Lieber Mann, iſt es denn nicht möglich, daß der Druck und die Wärme einer Perſon eine ſo kleine Eßwaare zum Sieden bringe?«

Der Makkabäer aber ſchüttelt den Kopf und antwortet:

»Nein, man kann auf die Art wohl Fleiſch räuchern, aber gewiß nicht ſieden.«

Die Köchin, welche wüthend aus der Küche ſtürzt, macht den Zweifeln der Eltern ein Ende.

»Man hat mich ſchon wieder in meiner Küche beſtohlen!« eifert ſie; »auf dem Sauerkraut lagen noch drei Würſte und ein Stück Speck. Ich hatte ſie genau gezählt, und es ſind nur noch zwei da. Das ärgert mich; man ſagt nachher, daß ich naſche. Es muß einer von den jungen Herren es gethan haben. Jonas iſt dieſen Morgen ſchon in meiner Küche geweſen.«

»Ja, ja,« antwortet Makkabäus, »ſie hat ſich in ſeiner Taſche gefunden.«

Digitized by Google

»Es ist meine Wurst. Ich erkenne sie. — O, der kleine Spitzbube!«

Jonas ist ganz verblüfft, er weiß nichts zu antworten, aber er wirft seinen im Zimmer tanzenden Brüdern grimmige Blicke zu, während ihn sein Vater beim Ohr zieht und zu ihm sagt:

»Du wirst heute nichts als Wasser und Brot bekommen, und ich hoffe, daß Du keine Würste wieder stehlen wirst. — Jetzt, mein Messer!«

»Ich habe es nicht . . . Du siehst, Papa, daß ich's nicht habe.«

»Wo hast Du es versteckt, Schlingel?«

»Ich hab's nicht versteckt . . . ich habe es nicht gesehen. Verlange es doch von meinen Brüdern.«

»Papa, er lügt, er hatte es diesen Morgen in der Hand.«

»Tausendsapperment, ich will mein Messer! ich muß es haben!«

»Es wird sich schon finden, lieber Mann; erzürne Dich nicht.«

»Es muß sich auf der Stelle finden.«

»Kinder, suchet doch das Messer . . . suchet überall.«

Ezechiel, Jakob und die beiden kleinen Mädchen suchen im ganzen Zimmer, schauen in die Wandschränke und sogar unter die Betten; Jonas allein rührt sich nicht, er steckt die Zunge aus und hält höhnend die ausgebreitete Hand an die Nase. Das Messer findet sich nicht. Man durchsucht die anderen Zimmer.

»Es ist nur noch die Küche zu durchsuchen,« sagt Ezechiel, zurückkommend. »Wir wollen in die Küche gehen.«

Digitized by Google

Als die Köchin alle Kinder und den Papa kommen sieht, ruft sie ihnen zu:

»Mein Gott! was gibt's denn schon wieder?«

»Noëmie, hast Du mein Messer mit dem Elfenbeingriff gesehen?«

»Nein. In meiner Küche ist es gewiß nicht, ich würde es sonst schon gefunden haben.«

Ihr Blick fällt auf Jonas, der höhnisch lächelnd in der Küchenthür steht.

»Er hat noch Traubenmuß an Stirn und Nase,« fügt sie hinzu. »Er hat sich immer um den Topf geschlichen, den Sie aus Lothringen erhalten haben, so lange noch etwas darin war.«

»O ja,« bestätigt Ezechiel, »ich habe gesehen, wie er in den großen Topf schaute. Sobald die Köchin den Rücken wendete, hatte er die Nase darin.«

»Pfui! pfui! ... aber das Traubenmuß ist ja zu Ende.«

»Er hat aber doch wieder in den Topf geguckt, man sieht ja noch die Spuren an seiner Stirn. — Ha! mir fällt etwas ein ... warten Sie einen Augenblick.«

Noëmie holt den Topf, der das Traubenmuß enthalten, aus einem Winkel der Küche hervor. Es ist ein großer irdener glasirter Topf mit zwei Henkeln, aber oben enger als unten, wie ein Krug; man kann daher mit der Hand nicht ganz bis auf den Boden hinabgreifen, man muß den Boden mit einem Messer abkratzen, und dies hatte Jonas beabsichtigt, um sich zu überzeugen, ob noch Traubenmuß auf dem Boden sei; aber seine Mutter hatte ihn gerufen und er mußte seine Nachforschungen abbrechen. Während

Digitized by Google

er aber die Hand raſch herausgezogen, war ihm das Meſſer entfallen und auf dem Boden des Topfes geblieben.

Die Köchin ſchüttelt den Topf, man vernimmt ein klapperndes Geräuſch; ſie kehrt den Topf um und das Meſſer des Herrn Makkabäus fällt auf die Erde. Sofort verſchwindet Jonas, ſeine Brüder und Schweſtern rufen jubelnd:

»Da iſt Papa's Meſſer! ... es war im Topfe. Das hat Jonas auch gethan.«

Der Familienvater nimmt ſein Meſſer auf und ſagt für ſich:

»Der Kleine hat Anlage zum Lügen ... er ſoll Zahnarzt werden.«

Siebentes Capitel.

Der Zinstag.

Im zweiten Stocke, bei Madame Rennecart war ein junges Mädchen von ſiebzehn Jahren mit Aufräumen beſchäftigt; ſie hüpfte ſingend aus einem Zimmer ins andere und ſagte von Zeit zu Zeit:

»Ich bin heute zu ſpät aufgeſtanden ... ich bin faul geweſen ... ich werde nicht um acht Uhr bei der Arbeit ſein.«

Das hübſche Kind war blond, weiß und roſig: das ſchöne üppige Haar fand kaum Platz unter dem Häubchen, und es waren unter den Flechten keine falſchen; ihre Hautfarbe hatte das reinſte Incarnat, und ihre Wangen

Digitized by Google

zierte jene reizende Naturfarbe, die ein Zeichen der Gesundheit und Frische ist.

Virginie hatte überdies schöne, schalkhafte, lebhafte blaue Augen, ein ganz wenig aufgestülptes Näschen, einen frischen, lachenden Mund, weiße Zähne und ein Grübchen im Kinn. Alles dies bildete ein ungemein liebliches Gesammtbild. Sie war nicht groß, aber schön gewachsen, hatte zarte Hände und Füße, und in ihrer ganzen Erscheinung lag etwas wunderbar Anziehendes, Reizendes, das man bei den vollkommensten Schönheiten nicht oft findet.

Während sie mit Abstäuben und Aufräumen beschäftigt war, saß Madame Rennecart, ihre Tante, vor ihrem kleinen Schreibtische und durchlas und ordnete Papiere.

»Ich muß doch sehen,« sagte sie für sich, »ob meine Quittungen alle in Ordnung sind. Es ist heute der achte, der Zinstag für die kleinen Wohnungen und Herr Bouffi, der neue Hausbesitzer, scheint mir nicht nachsichtig zu sein; schickte er doch im letzten Quartal dreimal seinen Neffen, weil der Arbeiter im fünften Stocke im Rückstande war. Er wollte schon, daß ich ihm die Aufkündigung schickte, so daß ich den Miethzins aus meiner Tasche vorgestreckt habe. Ich weiß wohl, daß ich für den Miethzins bürgen muß, aber man kann doch wohl einmal um einige Wochen im Rückstande sein. — Virginie!«

»Liebe Tante?«

»Du hast doch draußen den Schlüssel in die Thür gesteckt? Ich höre nicht immer sogleich, wenn geschellt wird, und heute erwarte ich die Miethsleute.«

»Ja wohl, Tante. Ich bin ja auch noch zu Hause.

Digitized by Google

— Ja, richtig, es ist heute Zinstag ... und der Neffe des Hausherrn wird das Geld holen, nicht wahr, Tante?«

»Was sagst Du?«

Virginie hält ihren Mund an das Ohr der alten Dame und wiederholt ihre Frage mit lauter, möglichst tiefer Stimme. Dies war die beste Art, sich verständlich zu machen, wenn die taube Dame ihren Hörtrichter nicht hielt.

»Ich sage, daß der Neffe des Hausherrn wahrscheinlich kommen wird ...«

»Ja, ja ... er schickt seinen Neffen um das Geld.«

»Der junge Herr Oswald ist recht artig und höflich ...«

»Ja, der Neffe ist sehr artig, aber ich fürchte, daß sein Oheim nicht so ist. — Aber Du hast Dich verspätet, Virginie ... es ist acht Uhr.«

»Noch nicht, Tante, ich glaube die Uhr geht zu früh. Kommt er bald?«

»Wie! Du gehst auf den Ball?«

Virginie lächelt und sagt zu sich:

»Wie dumm bin ich doch, darnach zu fragen. Was kümmert es mich! — Er ist freilich recht artig; aber ich habe ihn erst zweimal gesehen. Das erste Mal war an einem Sonntage, er machte eine Bestellung für seinen Oheim ... er fand mich zu Hause und gesprächsweise fragte er mich, ob ich nur Sonntags hier sei. Ich antwortete ihm: ich gehe jeden Morgen etwas vor acht Uhr fort und komme um neun Uhr nach Hause. Und das zweite Mal kam er vor acht Uhr; ich weiß nicht, ob er mich noch zu Hause zu treffen hoffte ... aber er schien sich recht zu freuen, als er mich sah. — Ach! ich glaube Jemand auf der Treppe zu hören ...«

Digitized by Google

Virginie horcht; sie hört den Papagei des Makkabäers schreien: »Präsentirt ... prrrräsentirt ... das Gewehr!«

Sie stampft ärgerlich mit dem Fuße und ruft:

»Das garstige Thier! Wie kann man auch einen solchen Schreier im Hause haben, der den ganzen Tag immer die gleichen Worte krächzt. Man muß selbst recht dumm sein, um an dieser Gesellschaft Vergnügen zu finden.«

»Was sagst Du, Virginie?«

»Ich sage, daß der Papagei der Juden ein unausstehlicher Vogel ist.«

»O nein, man hört ihn nicht, er spricht ja nie.«

»Ja, für meine Tante nicht!« sagt die hübsche Nichte für sich. »Es ist zuweilen recht angenehm, taub zu sein.«

Die Vorzimmerthür geht auf: eine junge Dame erscheint. Ehe sie in die Wohnung tritt, scheint sie zuzusehen, ob Besuch da ist; aber da sie Niemand bemerkt, entschließt sie sich, in das zweite Zimmer zu treten, wo Tante und Nichte waren.

»Tante, da ist Madame Huberty,« sagt Virginie mit einer freundlichen Verbeugung gegen die Genannte.

»Madame, hier ist mein Miethzins,« sagt die junge Frau und legt fünf Goldstücke auf den Tisch.

Madame Rennecart wendet sich um, verneigt sich höflich und bietet der jungen Frau einen Stuhl, den Virginie herbeirückt.

»Madame, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen. Belieben Sie sich zu setzen.«

»O, ich danke Ihnen ... es ist nicht nöthig. Geben Sie mir gefälligst meine Quittung ...«

Digitized by Google

»Ja, es ist sehr kalt diesen Morgen. — Setzen Sie sich doch. Ich will sogleich Ihre Quittung suchen, sie muß schon bereitliegen.«

Die junge Frau setzt sich endlich, und Virginie sagt zu ihr:

»Meine Tante hört schwer ... Sie werden's wohl schon bemerkt haben.«

»Ja wohl, ich habe es schon bemerkt.«

»O, sie ist stocktaub, und wenn sie ihren Hörtrichter nicht ansetzt, ist es unmöglich sich verständlich zu machen, man müßte ihr denn mit tiefer Baßstimme ins linke Ohr schreien.«

»Es muß ihr bei den Hausbewohnern lästig sein?«

»O nein, ihr ist's nicht lästig, denn sie selbst glaubt immer, daß sie recht verstehe; es muß vielmehr ihnen lästig sein ...«

Madame Rennecart zählt die Goldstücke und sagt:

»Hundert Francs, ganz richtig. — Sie sind sehr pünktlich, Madame: Sie zahlen immer zuerst und sogar im Voraus; denn da Ihr Miethzins mehr als zweihundert Francs beträgt, so würden Sie das Recht haben, erst am fünfzehnten, statt am achten, zu bezahlen.«

»Wenn man einmal zahlen muß, so dünkt mich, daß man eine Schuld so bald wie möglich abtragen soll.«

»Sie haben Recht, man bezahlt jetzt nur noch in Gold, das Silber wird außerordentlich selten. — Ich glaube, daß Ihre Quittung noch nicht fertig ist; ich hatte mir vorgenommen, sie mit der am fünfzehnten zu schreiben. Ich will sogleich schreiben, es wird nicht lange dauern. Wärmen Sie sich unterdessen.«

Digitized by Google

»Ich danke, mich friert nicht.«

»Ja, es hat dieſe Nacht wieder gefroren.«

Die junge Dame ſcheint ungerne zu warten; ſie fügt ſich indeſſen in das Unvermeidliche und nimmt vor dem Camin Platz. Virginie, die das Feuer ſchürt, ſagt zu ihr:

»Strecken Sie doch Ihre Füße vor, Madame.«

»Ich danke Ihnen, ich fühle mich ganz behaglich.«

»O der garſtige Papagei! Er ſchreit unaufhörlich. Es wird Ihnen gewiß recht unangenehm ſein, Madame?«

»Ich achte nicht darauf.«

»Und der Lärm bei dem Wurſtmacher ... und das Geſchrei der ganzen Makkabäerfamilie! Es iſt ein recht unruhiges Haus. Wenn ich Miethe zahlen müßte, würde ich nicht hier wohnen. — O, auf dem Lande iſt's gut! Da athmet man reine Luft; da kann man laufen, gehen, kommen, ohne daß man genöthigt iſt, in einem Zimmer, wo man kaum den Himmel ſieht, beſtändig auf einem Stuhl zu ſitzen.«

Die junge Dame wendet ſich zu Virginien, ſieht ſie wehmüthig an und erwiedert:

»So! Sie lieben das Landleben? Haben Sie denn auf dem Lande gewohnt?«

»Ja, Madame, bis zu meinem neunten Jahre auf einer hübſchen Beſitzung, die meinem Vater gehörte.«

»Und warum haben Sie die Landbeſitzung verlaſſen?«

»Wir haben ſie nicht verlaſſen, ſie iſt in andere Hände übergegangen, mein Vater ſtarb plötzlich, und die Theilnehmer ſeiner Unternehmungen behaupteten, er ſei ihnen Geld ſchuldig. Es wurde Alles verkauft ... und wir mußten das liebe Landhaus räumen, das nicht mehr uns

Digitized by Google

gehörte. Aber es blieb wenigstens die Ehre meines Vaters unverletzt, alle angeblichen Gläubiger wurden befriedigt.«

»In welcher Gegend lag denn Ihre Besitzung?«

»In der Gegend von Ermenonville.«

»Wie! in der Gegend von Ermenonville?« erwiedert die junge Dame sehr betroffen und mit unsicherer Stimme. Virginie bemerkt es nicht und fährt fort:

»O, es ist eine sehr hübsche Gegend! Es ist unmöglich, sich dort nicht zu gefallen. Und überdies war bei dem Hause meines Vaters, außer einem großen Garten, eine mindestens zwanzig Morgen große Wiese. Es wuchs dort sehr schönes Gras und Klee und Thymian . . . und Klatschrosen in so großer Menge, daß man sie in der ganzen Umgegend nur die Klatschrosenwiese nannte. — Mein Gott! was fehlt Ihnen denn, Madame? Sie werden ja ganz blaß? Ist Ihnen nicht wohl?«

Als die junge Dame die »Klatschrosenwiese« nennen hörte, schien sie heftig zu erschrecken; sie sank auf ihrem Sessel zurück und ihr Gesicht wurde leichenblaß. Virginie eilt in das Zimmer und ruft:

»Tante! Tante! wo ist der Melissengeist? die Dame wird ohnmächtig. — Ich weiß, Sie haben hier Melissengeist. Wo ist die Flasche? Geschwind!«

»Ich habe keine Lakritzen . . . ich huste ja nicht. Laß mich doch die Quittung schreiben.«

Virginie ist ganz trostlos; aber als sie, in Ermangelung eines andern Belebungsmittels, Essig herbeiholt, kommt die Dame wieder zu sich und stammelt:

»Ich danke . . . ich fühle mich besser. Es ist vorüber. Es war eine Anwandlung von Schwindel . . .«

Digitized by Google

»Und vielleicht ist Ihnen der Geruch des Sauerkrautes unangenehm. Es riecht auf der Treppe so stark, daß es hier eindringt. Die Familie im dritten Stocke ißt mindestens fünfmal in der Woche Sauerkraut. Die Leute scheinen das Sauerkrautessen zur Lebensaufgabe gemacht zu haben.«

»Ich möchte meine Quittung haben . . .«

Madame Rennecart hatte sie eben fertig; sie wendet sich um und reicht sie der jungen Dame.

»Madame, da ist Ihre Quittung. — Ach! wie blaß sind Sie! Kommt es von der Kälte?«

»Madame wurde unwohl . . .«

Die junge Dame nimmt ihre Quittung, verneigt sich und entfernt sich schnell, ohne weiter ein Wort zu sagen.

»Wie schnell sie fortgeht!« sagt Madame Rennecart erstaunt; »hat sie etwa die Kolik?«

»Sie wurde auf einmal fast ohnmächtig. Während ich ihr von unserer frühern Landwohnung erzählte, schien sie mir sehr aufmerksam zuzuhören; dann erblaßte sie. Ich glaube ihr doch nichts Unangenehmes gesagt zu haben . . .«

»Es wird ihr kalt geworden sein.«

»Nein, sie hielt ja die Füße ans Feuer.«

»Dann wird sie sich die Füße verbrannt haben.«

»Höre, Tante. Die junge Dame muß etwas auf dem Herzen haben, denn das ist nicht natürlich.«

»Was ist nicht natürlich?«

»Ihre stets unruhige, schüchterne Miene. Ehe sie eintritt, sieht sie immer aufmerksam zu, ob Niemand da ist. Beim geringsten Geräusch erschrickt sie. Und überdies trägt sie am Hute einen schwarzen Schleier, den sie erst aufschlägt, wenn sie sich überzeugt hat, daß kein Fremder bei ihr ist.

Digitized by Google

Sie iſt indeß ſehr hübſch, und es iſt ſeltſam, daß eine hübſche Frau immer ihr Geſicht verbergen will.«

»Ei! Du willſt wohl auch läſtern, wie die anderen! Sie trägt einen Schleier, weil ſie vielleicht ſchwache Augen hat oder eine Erkältung fürchtet. Aber ſie iſt feingebildet und bezahlt pünktlich ihren Miethzins. Wenn alle Hausbewohner eben ſo gewiſſenhaft wären, ſo würde ich keinen Vorſchuß machen müſſen. — Aber gehſt Du denn dieſen Morgen nicht in die Arbeit?«

»Tante, ich habe mir Milch auf die Kohlen geſtellt, weil ich Magendrücken hatte; ich muß warten, bis ſie aufkocht. — Ah, da kommt Jemand!«

Virginie ſchaut nach der Vorzimmerthür. Es iſt der Gelbgießer, deſſen Haupt mit der eiſernen Kohlenpfanne bedeckt iſt. Er macht ſchon im Vorzimmer, wo Niemand iſt, tiefe Bücklinge.

»Ah! es iſt Salot,« ſagt Madame Rennecart erfreut. »Das iſt ſchön! Ich hoffe, daß er dieſesmal Alles ausgleichen wird.«

»Salot!« wiederholt Virginie verdrießlich. »Wie ſchmutzig der Menſch ausſieht!«

Die Hände des Gelbgießers ſahen wirklich aus wie ein altes Kupferſtück; ſein Beinkleid und ſeine Jacke von olivenfarbenem Baumwollſammet war mit Schmutzflecken bedeckt; was man von dem Hemdkragen ſehen konnte, war ſchwärzlich und ſeine Kopfbedeckung gab ihm vollends das Ausſehen einer wandelnden Kupferſtatue.

»Gehorſamſter Diener, ich wünſche der Geſellſchaft einen ſchönen guten Morgen! . . . Da bin ich, Madame Rennecart. Ich dachte mir: Es iſt heute Zinstag, ich muß

Digitized by Google

doch der Frau Hausinſpectorin mein Compliment machen, das wird ihr angenehm ſein; ſie wird ſehen, daß ich ſie nicht vergeſſe. Ja, ja ... »die Freunde, die Freunde ſind immer da!« ... Das iſt aus einer komiſchen Oper, die ich immer gern ſehen wollte. Die Oper heißt: »Der Maurer.« Es ſoll verdammt hübſch ſein. Aber wenn man den »Maurer« macht, kann man auch ebenſo gut den »Gelbgießer« machen. Der eine iſt ſo gut wie der andere. Wenn der »Gelbgießer« geſpielt wird, ſo miethe ich mit meinen Cameraden das ganze Paradies für die erſte Vorſtellung.«

»Herr Salot, ich hoffe, daß Sie mir Geld bringen; Sie ſchulden mir den letzten Miethzins, alſo haben Sie heute zwei Quartale zu zahlen.«

»Ganz richtig, Hausfrau. Sie rechnen wie Noſtradamus ... und der verſtand zu rechnen. — Ja wohl, geehrteſte Dame, ich ſchulde Ihnen zwei Quartale, das letzte und dieſes, und ich bringe Ihnen Geld. Ich habe mir deshalb Alles abgezapft. Nehmen Sie ... dieſe zwanzig Francs ...«

»Was geben Sie mir da, Herr Salot?«

»Wie Sie ſehen, zwanzig Francs.«

»Aber Sie ſind mir achtzig ſchuldig ... zwei Quartale zu vierzig Francs macht ...«

»Ja, ja, ich weiß wohl, das macht achtzig, weil man mir zumuthet, für eine Dachſtube, wo man nicht einmal ordentlich ſieht, hundertſechzig Francs jährlich zu bezahlen. Mir gegenüber wohnt die alte verwitterte Madame Putiphar, die den ganzen Morgen ihre falſchen Zöpfe einflechtet und ſich die Augenbrauen mit Kienruß ſchwärzt. Wahrhaftig, eine hübſche Ausſicht! Und dazu der Spec-

Digitized by Google

takel im Hauſe. Die kleinen Israeliten ſchreien, ſobald ſie die Augen aufthun. Doch ich pfeife darauf, der Lärm rührt mich nicht.«

Madame Rennecart hielt ihren Hörtricher an's Ohr, während der Arbeiter ſprach; ſie verſteht ihn alſo recht gut. Sie antwortet:

»Sie finden den Miethzins Ihres Zimmers zu theuer; der neue Hausherr hingegen findet ihn zu billig und will Sie und einige andere Wohnparteien ſteigern . . .«

»Steigern! Nicht möglich!«

Bei dieſen Worten gibt ſich der Gelbgießer einen Fauſtſchlag in den Nacken, daß es dröhnt wie ein ſtarker Cymbelſchlag. Virginie ſchreit laut auf und die alte Tante fährt auf ihrem Stuhl empor und ſagt erſchrocken:

»Mein Gott! Ein Kanonenſchuß . . .«

»Nein, ich habe auf meine Mütze geſchlagen.«

»Eine hübſche Mütze! Sie könnten damit in eine Regimentsmuſik treten.«

»Damit iſt mir nicht gedient; ich laſſe mir keine Steigerung gefallen. Im Gegentheil, ich zählte auf einen Nachlaß. Ich zahle keinen Centime mehr. Das fehlte noch!«

»Es iſt nicht meine Schuld,« erwiedert Madame Rennecart; »ich bin ja nicht die Eigenthümerin des Hauſes; ich würde nicht ſteigern, wenn ich's wäre.«

»Ich weiß es wohl, geehrte Dame . . . und deshalb ſchätze ich Sie und trage Sie in meinem Herzen. Aber Ihr Hausherr iſt ein Lump und man ſagt ihm: Halten Sie Ruhe!«

»Wenn man Sie alſo von hundertſechzig auf hundertachtzig Francs ſteigert, ſo würden Sie aufkündigen?«

Digitized by Google

»Das will ich meinen! Gesteigert werden und Madame Putiphar als Gesichtspunkt haben . . . schönen Dank! Und eine Spelunke, wo nicht einmal ein Hausmeister ist! Pfui, das ist lumpig. Da hat mich unlängst eine vornehme noble Dame gesucht, aber sie hat meine Thür nicht finden können. Sie hat überall geschellt, aber prosit die Mahlzeit, man hat ihr keine Antwort gegeben. — Glauben Sie, daß es angenehm für die Bekannten sei? Doch damit basta! Und Ihr Hausherr mag sehen, wie er sein Geld bekommt, mehr sage ich nicht.«

»Aber die sechzig Francs, die Sie mir schuldig sind . . .«

»Lassen Sie mich einsperren, krummschließen, wenn's Ihnen Vergnügen macht, ich gebe Ihnen nicht mehr!«

»Aber bedenken Sie doch, daß es mir zur Last fällt . . .«

»Thut mir sehr leid, ehrwürdige Dame; aber es fehlt an Moneten.

»Was nützt mir der Reichthum, das Geld küß' ich nicht.«

»Wenigstens zahlen Sie Ihren vollen Miethzins . . .«

»Fällt mir gar nicht ein! Wenn ich gewußt hätte, was der neue Blutsauger im Schilde führt, so würde ich Ihnen gar nichts gebracht haben. Aber er soll schon sehen, mit wem er zu thun hat!«

Der Gelbgießer begleitet diese letzten Worte mit wiederholten dröhnenden Schlägen auf seine metallene Kopfbedeckung und noch draußen hört man den cymbelartigen Klang.

Digitized by Google

Achtes Capitel.

Horace. — Mißgeſchick einer Logenſchließerin.

»O, der garſtige Menſch! Was er für einen Lärm macht mit der abſcheulichen Tortenform, die er auf dem Kopfe hat,« ſagt Virginie, als der kupferfarbene Gelbgießer fort iſt.

»Es iſt kein böſer Menſch, aber ein Tollkopf. — Jetzt muß ich wieder zwanzig Francs vorſtrecken; das kommt mir ſehr ungelegen.«

»Tante, er ſagte, der Herr ſolle ſehen, mit wem er zu thun hat. Was mag er damit meinen?«

»Der ſchlimmſte Streich, den er uns ſpielen könnte, wäre, wenn er auszöge, ohne zu bezahlen; und in einem Hauſe ohne Pförtner wäre das nicht ſchwer. Aber ich halte ihn deſſen nicht fähig. Er ſagte das im Zorn und ich kenne ihn. Seinen Miethzins ſteigern zu wollen, iſt nicht recht; die Dachſtube, die keine Ausſicht hat und in einen übelriechenden engen Hof hinausgeht, iſt ſchon theuer genug bezahlt.«

»Wenn Du alles dies dem Neffen des Hausherrn geſagt hätteſt, ſo würde er ſeinem Oheim vorgeſtellt haben, daß es unrecht ſei, den Miethzins von Leuten, die nicht reich ſind, zu erhöhen. Wenn Du willſt, Tante, ſo ſage ich's ihm.«

»Ta, ta, ta! Das Jüngferchen meint es beſſer machen

Digitized by Google

zu können als ich. Gerade wie dein Bruder, der Alles weiß was man ſagen und thun muß und damit zu nichts kömmt. Denn der letzte Brief, den er uns geſchrieben, läßt wohl errathen, daß er ſich in Rouen langweilt und daß er dort nicht bleiben will.«

»O, das wäre ſchön, liebe Tante; es würde mich recht freuen, wenn mein Bruder wieder nach Paris kommen könnte. Horace iſt ſo luſtig und offen und freundlich; man lacht immer mit ihm.«

»Ja, man lacht, er iſt recht luſtig und es fällt ihm nicht an Verſtand, zumal wenn's einen Schabernack zu ſpielen gibt. Horace iſt ein hübſcher Junge, ich gebe es zu; aber ein Brauſekopf, er will Alles durchſetzen. Wenn man ihn zum Miniſter ernennen wollte, er würde es annehmen. Nichts ſcheint ihm zu ſchwer. Aber was hat er ſeit dem Tode eures Vaters gethan? Er hat vielerlei angefangen und keinen feſten Entſchluß gefaßt. Er war freilich ſehr jung; aber die Widerwärtigkeiten hätten ihn vernünftig machen ſollen. Jetzt iſt er im zweiundzwanzigſten Jahre und iſt noch nicht verſtändiger geworden. Er iſt bei einem Kaufmann, bei einem Fabrikanten, bei einem Waarenſenſal geweſen und nirgends iſt er geblieben.«

»Weil alle dieſe Leute ſeine Talente nicht zu ſchätzen wußten; man wollte ihn, der im Stande iſt ein Geſchäft zu leiten, als Laufburſchen benutzen; das hat ihn gekränkt und er hat ſeinen Principalen gekündigt.«

»Liebes Kind, wenn man noch ſehr jung iſt und die Lehrzeit des Lebens und der Geſchäfte anfängt, muß man ſich etwas gefallen laſſen; man muß eifrig und pünktlich ſein und nicht klüger ſein wollen, als der Principal; ſtatt

Digitized by Google

ihm den Dienſt zu kündigen, ſollte man ſich bei ihm beliebt zu machen ſuchen. So muß man ſich aufführen, wenn man's zu etwas bringen will. Dein Bruder hat gerade das Gegentheil gethan. Und dann wollte der junge Herr reiſen...«

»Ja, Tante, zu ſeiner Belehrung.«

»Ich weiß nicht was er auf ſeinen Reiſen gelernt hat; aber ich weiß, daß er eine Kugel in die Rippen bekommen hat, die ihn hätte tödten können — und es iſt ihm nahe genug am Leben hergegangen!«

»Es war nicht ſeine Schuld, er iſt von Räubern angefallen worden. Auf Reiſen muß man ſich auf derlei Vorfälle gefaßt machen.«

»Ja wohl — aber die Geſchichte iſt mir nicht recht erklärlich: die Räuber haben ihn ja nicht ausgeplündert.«

»Weil ſie ſich gefürchtet und die Flucht genommen haben.«

»Nun, endlich kam er wieder nach Hauſe; ich hoffte, daß er ſich nun ruhiger verhalten würde; aber nein, der junge Herr wollte auch nach Rußland gehen!«

»In der Hoffnung, dort Geld zu verdienen.« entgegnet Virginie; »Du weißt ja was mir mein Bruder ſagte, als er ſeine letzte Reiſe antrat: »Schweſterchen, Du kannſt das reizende Landhaus, wo wir erzogen ſind, immer noch nicht vergeſſen; Du ſehnſt Dich nach der Wieſe, wo wir als Kinder ſpielten und uns herumtummelten, und wo wir ſo glückliche Tage verlebt haben. Sei nur ruhig, Du ſollſt es wieder haben das liebe Landhaus und die Wieſe, wo unſer Vater unſere erſten Schritte lenkte; Du ſollſt die Beſitzung wieder haben, ich habe mir's in den Kopf geſetzt und ich

Digitized by Google

werde nicht ruhen, bis ich Geld genug zuſammengebracht, daß ich das Haus unſeres Vaters wieder kaufen kann.«

»Armer Junge! — Daran erkenne ich ihn. Verſprechungen koſten ihm nichts. Aber was hat er aus Rußland mitgebracht? Er iſt mit einer erfrornen Naſe zurückgekommen.«

»Nein, Tante, ganz erfroren war ſie nicht, ſie iſt ja geheilt.«

»Er kann ſich glücklich ſchätzen, denn es fehlte nicht viel und er wäre mit einer papierenen Naſe zurückgekommen — Nachher war er in Bordeaux bei einem Banquier, und nach ſechs Monaten ging er ſchon wieder fort.«

»Weil er bemerkte, daß der Banquier ein Schurke war, der die Leute nur zu betrügen ſuchte; Horace mochte bei ihm nicht arbeiten.«

»Liebes Kind, wenn dein Bruder nur bei Leuten von erprobter Redlichkeit dienen will, ſo wird er ſchwerlich einen Platz bekommen. Jetzt iſt er in Rouen als Buchhalter in einem großen Conditoreigeſchäfte; wie er mir ſchreibt, langweilt er ſich dort, weil er zu viele Stangen Gerſtenzucker vor Augen hat.«

»O wenn er hierherkommt, wird er mir gewiß eine mitbringen.«

»Ja, wahrſcheinlich wird ſein ganzes Erſparniß darin beſtehen. Glaubſt Du, daß er das Haus deines Vaters mit Gerſtenzucker zurückkaufen könne?«

»Tante, Du beurtheilſt ihn gar zu ſtrenge.«

»Mein Gott! ich habe ihn ſo lieb wie Dich, Du weißt es wohl; aber ich möchte, daß er verſtändiger würde.«

»Haſt Du ihm auch unſere Adreſſe gegeben? Denn

Digitized by Google

bei seiner letzten Abreise wohnten wir noch nicht in diesem Hause.«

»Du siehst wohl, daß er unsere Adresse weiß; er schreibt uns ja, und ich habe seinen Brief erhalten. — Aber willst Du denn nicht in die Arbeit gehen, Virginie? es hat schon längst acht geschlagen.«

»Ja, Tante, ich gehe. — Ha! da geht die Thür auf. Es kommt Jemand.«

Virginie schaut neugierig in das andere Zimmer; aber da sie Madame Putiphar kommen sieht, so vermag sie eine Bewegung des Aergers nicht zu unterdrücken; sie nimmt schnell ihr Körbchen, küßt ihre Tante und eilt davon, ohne der Logenschließerin zu antworten, die ihr zuruft:

»Mademoiselle, haben Sie »Jean Sbogar« gelesen? Das müssen Sie lesen; ich habe das Buch zurückerhalten und ich will es Ihnen unter der Bedingung leihen, daß Sie es nicht lange behalten, denn es geht ab wie warme Semmel . . .«

Madame Rennecart hat die Dachstubenbewohnerin kommen gesehen; sie bietet ihr freundlich einen Stuhl, den diese sogleich annimmt, und um ein Gespräch führen zu können, hält Virginiens Tante ihren Hörtrichter an's Ohr.

»Guten Morgen, Madame Rennecart; wie Sie sehen, finde ich mich pünktlich am Zinstage ein . . .«

»Ja, Madame, und es freut mich; die Pünktlichkeit ist jetzt so selten.«

»Ja, das weiß ich leider aus Erfahrung, liebe Frau. Habe ich doch einer Trödlerin meinen schönen Roman »Die drei Gil Blas« unter der Bedingung geliehen, daß sie ihn

Digitized by Google

nur vier Tage behalte; ich gebe ihr die vier Bände auf einmal. Vier Tage sind genug, um vier Bände zu lesen; ich habe ja vier Bände in einem Tage verschlungen, wenn ich Zeit hatte. Denken Sie sich, es sind jetzt drei Wochen verflossen und ich kann meine »drei Gil Blas« nicht zurückbekommen. Gestern endlich hat die Trödlerin die Keckheit, mir einen Band anzubieten; sie sagte, sie habe noch nicht mehr gelesen. — Es ist empörend, auf Ehre.«

»Man hat bei jedem Geschäft Verdrießlichkeiten. Aber im Theater haben Sie doch nur Nutzen?«

»Ach! mit dem Theater geht mir's auch nicht besser. Erst gestern kam eine Abscheulichkeit, eine wahre Schändlichkeit vor. Denken Sie sich, ich bin gegenwärtig bei den Logen ersten Ranges; es ist ein guter Platz, es fällt hübsch etwas ab. Es war nur noch eine hübsche Loge leer; ich verweigere sie einem jungen Paare, das mir zu armselig schien, unter dem Vorwande, die Loge sei vermiethet. Da kommt ein schöner Herr mit zwei Damen in eleganter Toilette. Der Herr hatte einen großen, coteletteförmig geschnittenen röthlichen Backenbart; seine Aussprache war fremdartig, er mußte ein Engländer oder ein Deutscher sein . . . vielleicht ein Italiener, ich weiß es nicht genau. Kurz und gut, er war ein Fremder. Ich denke, da ist ein Schnitt zu machen! Ich schließe meine schöne leere Loge auf. Die beiden Damen setzen sich vorne, der Herr nimmt hinter ihnen Platz. Ich bitte um die Hüte und Mäntel; aber die Damen behalten Alles am Leibe . . . ein Beweis, daß es Fremde sind, dachte ich; sie fürchten immer, bestohlen zu werden, und wollen den Logenschließerinnen ihre Kleider nicht anvertrauen. Das ist mir egal! ich schiebe

Digitized by Google

den Damen zwei Fußbänke hin und denke: Das wird doch etwas eintragen. Ich biete den »Zwischenact«, den Theaterzettel an; aber der Herr antwortet mir: »no! no!« und sonst nichts. Eine kleine Weile später erbiete ich mich, den Limonadeburschen zu schicken; aber der Herr antwortet immer: »no! no!« weiter kommt er nicht. Endlich kommt der letzte Zwischenact und ich sage zu mir: Hier gilt kein no! no! mehr, der Fremde muß herausrücken. Ich öffne die Loge und sage: »Monsieur, für die Fußbänke, wenn ich bitten darf.« Der Fremde sieht mich an und antwortet mir: »Wie! was wollen Sie?« — »Monsieur, für die Fußbänke,« antworte ich. — »Sehr wohl,« erwiederte der Esel und bückt sich. Entschuldigen Sie diesen Ausdruck, aber er verdient ihn. Er bückt sich also, sucht mit der Hand vor den Füßen der Damen, nimmt die beiden Fußbänke und reicht sie mir mit den Worten: »Hier . . . nehmen Sie was Sie wüschen.« — Ich gebe mir alle Mühe, noch zu lächeln und antworte: »Nein, Monsieur, die Fußbänke verlange ich nicht, ich bitte nur um eine kleine Belohnung für dieselben.« — Darauf wirft er mir die beiden Fußbänke zu und sagt: »Die Damen haben die Fußbänke nicht benutzt, sie brauchten keine.« — Sie können denken, daß mir die Galle aufstieg; hätte ich mich nicht beherrscht, ich würde dem schändlichen Eindringling die Fußbänke auf der Nase zerschlagen haben. Aber ich mäßigte mich; denn hätte ich den Pfennigfuchser geprügelt, so würde man mir vielleicht den Laufpaß gegeben haben. Ich zog mich also mit meinen Fußbänken zurück; aber ich schlug die Logenthür so fest zu, daß sie alle auf ihrem Vollmonde emporgeschnellt sind. Und um meinen Aerger vollkommen zu machen, er-

Digitized by Google

fuhr ich, daß das Pärchen, dem ich die Loge verweigert, meiner Cameradin für zwei ſchlechte Rückplätze fünfzehn Sous gegeben hatte. Sie können denken, was ich für die ſchöne Loge erhalten haben würde. — Solche Verdrießlichkeiten hat man auch bei dieſem Geſchäft.«

»Warum verweigerten Sie denn dem erſten Paar Ihre Loge?«

»Warum? weil man in unſerm Geſchäft immer nach dem Anzuge urtheilt. Unſereins pflegt ſonſt einen ſehr richtigen Blick zu haben. — Ach Gott! als ich bei den vergitterten Logen war, das war eine gute Zeit. Aber man hat die Gitter faſt überall weggenommen. Es iſt ein Unſinn ... man kann jetzt nur noch Waſſer trinken.«

»Hier iſt Ihre Quittung, Madame Putiphar.«

»Und hier ſind Ihre fünfundvierzig Francs. Aber es iſt wahrlich zu theuer. Hundertachtzig Francs für eine Dachſtube! Ich verlange eine Ermäßigung.«

»Da kommen Sie ſchlecht an; der neue Hausherr will Ihr Zimmer vielmehr auf zweihundert Francs ſteigern, und er hat mich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß Sie, falls Sie es nicht annehmen, in der Mitte des Quartals Ihre Aufkündigung erhalten werden.«

»Der Mann iſt ja ein Leutſchinder! ... Steigern! eine angenehme Ueberraſchung! ... Sie hätten ihm ſagen ſollen, daß ich beim Theater bin, das würde ihn vielleicht gerührt haben; die Hausherren haben die Theaterdamen gemeiniglich in beſondere Affection genommen.«

»Ich ſpreche den Herrn gar nicht; er läßt mir ſeine Aufträge durch ſeinen Neffen, einen blutjungen Menſchen,

Digitized by Google

ſagen, und dieſer muß natürlich thun, was ihm ſein Onkel befiehlt.«

»Wie wär's, wenn ich zu dem Hausherrn ginge? Ich würde meinen ſchönſten Putz anlegen und »Cölina, oder das myſteriöſe Kind« unter den Arm nehmen, und ihm das Buch gratis zu leſen anbieten. Was ſagen Sie zu meiner Idee?«

»Sie würden ſich umſonſt bemühen; Herr Bouffi findet keinen Gefallen an Romanenlectüre.«

»Bouffi heißt der Hausherr? — Der Name gefällt mir nicht, man fühlt den Emporkömmling heraus. Iſt es nicht ſo?«

»Ich ſage Ihnen, daß ich ihn nicht kenne; ich habe ihn noch nicht geſehen.«

»Ich werde ihm »Cölina« nicht geben; er wäre im Stande, das Buch ein halbes Jahr zu behalten, wie die Trödlerin. Ich werde ausziehen, es iſt mein feſter Entſchluß. Ueberdies habe ich gegenüber im Hofe einen Herrn, der ganz nackt in ſeinem Zimmer ſpaziert . . . und dadurch wird mein Zartgefühl beleidigt. Der Mann hat freilich eine ſo rothe Haut, daß man nicht weiß, ob man einen Caraïben oder einen Maroccaner ſieht. — Aber auf Ehre, zweihundert Francs iſt die Wohnung nicht werth. — Adieu, Madame Rennecart; Sie können einen Zettel an die Hausthür hängen, um mein Zimmer anderweit zu vermiethen. Ich bedaure, Ihre Geſellſchaft entbehren zu müſſen, denn Sie ſind achtbar und wohlerzogen; aber aufrichtig geſagt, das Haus verlaſſe ich recht gern. Man wird durch den Wurſtmacher, durch den Gelbgießer, durch die kleinen Makkabäer aufgeweckt, und man muß ein Trommelfell haben wie Sie,

Digitized by Google

um den Lärm zu ertragen. — Ihre Dienerin, ich trage jetzt »Jean Sbogar« zu einer Schauspielerin von unserem Theater. Die versteht noch zu lesen; sie verschlingt zwei Bände vor Tische!«

Madame Putiphar entfernt sich, und Madame Rennecart sagt kopfschüttelnd zu sich:

»Sie behauptet, es sei viel Lärm im Hause . . . vermuthlich um nur etwas zu sagen. Ich habe nie in einem so ruhigen Hause gewohnt.«

Neuntes Capitel.

Das Schürzenband.

Gegen zwei Uhr Nachmittags kommt Oswald zu Madame Rennecart.

Sobald er die Wohnung der Hausinspectorin betritt, sieht er sich nach allen Seiten um. Aber er findet nicht, was er sucht, er muß sich auf die von einem leisen Seufzer begleitete Begrüßung der alten Dame beschränken.

»Ei! da sind Sie ja!« sagt Madame Rennecart und bietet ihm einen Stuhl; »ich habe Sie erwartet, denn ich weiß, daß Ihr Herr Oheim auf pünktliche Bezahlung des Miethzinses hält; er würde keinen Aufschub bewilligen.«

»Ja wohl, Madame, mein Oheim ist hinsichtlich des Miethzinses sehr streng. Ich wäre schon früher gekommen; aber er hat mir verboten, Vormittags zu kommen, weil man bis Mittag Zeit zum Bezahlen hat. — Und wie befindet sich Ihr Fräulein Nichte?«

Digitized by Google

»Wie! er leidet an der Gicht?«

»Nein, Madame, ich frage, wie sich Fräulein Virginie, Ihre Nichte, befindet.«

»Ja so, meine Nichte! . . . Sie ist in ihrem Leinenwäschegeschäft; sie geht um acht Uhr Morgens hin und kommt um neun Uhr Abends nach Hause; heute hat sie sich jedoch verspätet, sie konnte gar nicht fertig werden . . . ich glaube, es war über halb neun, als sie fortging.«

»So! heute ist sie später fortgegangen. — Mein Gott! wenn ich das gewußt hätte!«

»Wie sagen Sie?«

»Nichts, Madame, ich sagte, daß es so eben geregnet hat.«

»Hier ist das Geld für die beiden Dachstuben. Der Gelbgießer hat nicht ganz bezahlt; aber das kümmert Ihren Oheim nicht, da ich für den Miethzins hafte. Da sind die beiden Quartale.«

»Arbeitet Fräulein Virginie weit von hier?«

»Ja, ja, mit Herrn Bouffi hat es Eile. — Hier ist der Miethzins von Madame Huberty, im vierten Stocke; sie hätte die Zahlung bis zum fünfzehnten aufschieben können, aber sie zahlt lieber am achten. Man läßt sich's schon gefallen.«

»Fräulein Virginie arbeitet vermuthlich in der Nähe?«

»Der Metzger? Er hat einen Contract; übrigens zahlt er immer pünktlich, es ist nichts zu befürchten.«

Oswald blickt melancholisch zum Himmel auf und sagt zu sich:

»Es ist nicht möglich, mich verständlich zu machen. Es ist peinlich, mit tauben Personen Geschäfte zu haben.«

Digitized by Google

»Zählen Sie doch das Geld, junger Herr, und ſtecken Sie es ein.«

»O Madame, es iſt nicht nöthig, wenn Sie es ſchon gezählt haben.«

»Doch, Geld muß gezählt werden. — Ich möchte auch wiſſen, ob Ihr Herr Oheim noch die Abſicht hat, die Miethzinſe zu ſteigern. Ich weiß bereits, daß die Wohnparteien im fünften Stocke von einer Steigerung nichts wiſſen wollen und dieſe beiden wird er gewiß verlieren.«

»Mein Oheim ändert nie einen Entſchluß, den er einmal gefaßt hat, und deshalb . . .«

Oswald unterbricht ſich, als ob ihm plötzlich etwas eingefallen wäre; dann erwiedert er:

»Im Grunde, Madame, könnte die Erklärung der Bewohner des fünften Stockes, lieber ausziehen als mehr bezahlen zu wollen, meinen Oheim wohl zur Zurücknahme der Steigerung bewegen. Ich will es ihm ſagen und dieſen Abend will ich wiederkommen, um Ihnen zu ſagen, was er mir geantwortet.«

»Wie! er hat Ihnen nicht geantwortet? Wer denn?«

»Ja, Madame, ich werde das Vergnügen haben, Sie bald wieder zu ſehen. — Ihr Diener, Madame, auf baldiges Wiederſehen.«

Der Neffe des Banquiers hat ſich entfernt und Madame Rennecart ſagt zu ſich:

»Ein artiger junger Mann . . . aber er führt ein ſonderbares Geſpräch, ohne Zuſammenhang.«

Virginie kommt Abends etwas früher als gewöhnlich

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

nach Hause; sie ist ganz außer Athem, weil sie sehr schnell gegangen ist.

»Wie roth Du bist,« sagt die Tante; »Du scheinst erhitzt. Hat Dich Jemand verfolgt? Du bist gewiß gelaufen . . .«

»Nein, Tante, es hat mich Niemand verfolgt; aber ich bin sehr schnell gegangen . . . um mich zu erwärmen, denn es ist kalt.«

»Das ist Unsinn! Laufen und sich erhitzen . . . um sich nachher zu erkälten!«

»Sei unbesorgt, Tante, ich werde mich nicht erkälten. — Ist der Miethzins abgeholt worden?«

»Das versteht sich; der Neffe ist hier gewesen.«

»So! Oswald . . . was hat er mit Dir gesprochen, Tante?«

»Was sollte er mit mir sprechen? Er hat das Geld geholt. — Beim Fortgehen hat er freilich etwas gesprochen, was ich nicht recht verstand. Ich glaube, daß er sagte: ich werde bald wiederkommen . . . vermuthlich um mir zu sagen, ob sein Oheim bei der Steigerung beharrt.«

»So! er wird also diesen Abend wiederkommen? — Natürlich, er muß ja Nachricht bringen.«

Virginie eilt vor den Spiegel, setzt ihr Häubchen auf, ordnet ihr Haar, bindet die Bänder ihrer schwarzseidenen Schürze fester, zieht ihr Halstuch zurecht. Die Tante, die ihr zusieht, ruft ihr zu:

»Nun, was fällt Dir denn ein? Willst Du denn noch ausgehen? Du putzest Dich ja.«

»Nein, Tante, aber da Jemand kommen wird, so

Digitized by Google

muß ich doch sehen, ob ich präsentabel bin. Ich bin so schnell gegangen, daß mein Haar ganz in Unordnung war.«

»Siehst Du wohl, das kommt von dem schnellen Laufen! Du bist nicht vernünftiger als dein Bruder. — Willst Du nicht essen?«

»Noch nicht, Tante, ich habe keinen Hunger. Es ist noch früh, ich will an meiner Stickerei arbeiten.«

»Und ich will lesen. Madame Putiphar hat mir einen Roman geliehen, der recht interessant ist; aber heute bin ich den ganzen Tag gestört worden, ich hatte keine Zeit zum Lesen.«

Madame Rennecart nimmt ihr Buch und setzt sich an den Tisch, auf welchem die Lampe brennt. Virginie hat ihre Stickerei zur Hand genommen und setzt sich auch an den Tisch. Aber sie arbeitet nicht fleißig, sie ist zerstreut, sie lauscht beständig. — Plötzlich entschlüpft ihr ein leiser Schrei freudiger Ueberraschung, es hat Jemand geschellt und sie springt so hastig auf, daß sie fast die Lampe umwirft.

»Was gibt's denn?« fragt die Tante. »Ist Feuer ausgebrochen? Du hättest beinahe den Tisch umgeworfen!«

Die alte Dame hatte nicht gehört, daß geschellt wurde und deshalb erschrak sie über das rasche Aufspringen ihrer Nichte; aber als sie Virginie mit Oswald zurückkommen sieht, erräth sie die Wahrheit.

Oswald ist roth bis über die Ohren, Virginie hat purpurrothe Wangen, Beide sind sehr befangen, sie wagen sich nicht anzusehen und doch werfen sie einander verstoh-

Digitized by Google

lene Blicke zu. Nachdem ſie eine Weile ſchweigend vor Madame Rennecartgeſtanden, ſtammelt Oswald:

»Madame . . . ich komme, wie ich Ihnen heute verſprochen . . . ich habe meinen Oheim geſprochen . . .«

Die alte Dame hat ihren Hörtrichter genommen, um diesmal beſſer zu verſtehen und zu antworten, und Virginie bietet Oswald einen Stuhl mit den Worten:

»Ich bitte . . . ſetzen Sie ſich doch.«

Oswald weiß nicht, ob er ſich ſetzen ſoll; aber Virginie ſchiebt den Stuhl ſo nahe hinter ihn, daß er nicht umhin kann Platz zu nehmen; er hätte ſonſt unter den Tiſch kriechen müſſen. Er ſitzt nun zwiſchen Tante und Nichte.

»Nun, mein lieber Herr, was hat Ihr Oheim hinſichtlich der Parteien im fünften Stock beſchloſſen?«

»Ich habe ihm vorgeſtellt, daß ſich die Leute keine Steigerung gefallen laſſen und lieber ausziehen wollen. Er antwortete mir, es ſei ihm ganz gleichgiltig; wenn ſie auszögen, würden andere einziehen.«

»Ich dachte es wohl. Herr Bouffi kennt nur das Geld. Und er ſoll doch ſchon ſehr reich ſein?«

»Ja, Madame, mein Oheim iſt ſehr reich . . . wenigſtens glaube ich's . . .«

»Wir ſind auch einſt reich geweſen,« erwiedert Virginie, »vor dem Tode meines armen Vaters.«

»Wirklich, mein Fräulein?«

»Ja wohl, wir hatten in der Nähe von Ermenonville zu Montagny eine ſchöne Beſitzung . . .«

»Zu Montagny an der Oiſe?«

Digitized by Google

»Ja.«

»Ei! das iſt ſonderbar . . .«

»Warum denn ſonderbar?«

»Entſchuldigen Sie, mein Fräulein, ich will Ihnen die Urſache meines Erſtaunens erklären. Geſtern Abends kam zu meinem Oheim ein Herr, der ihn mit dem Verkauf einer ſchönen Beſitzung in Montagny, unweit Ermenonville, beauftragte.«

»Mein Gott, Tante, ſollte unſer Haus zu verkaufen ſein? Es wäre jetzt Zeit für meinen Bruder, ſich darum zu bemühen.«

»Schweig, Du kleine Närrin! Dein Bruder will das Haus wohl mit Gerſtenzuckerſtangen zurückkaufen?«

»Er hat vielleicht ſchon viel Geld erſpart, Tante . . .«

»Geben Sie ihr kein Gehör, Herr Oswald. Sie müſſen wiſſen, daß ſie einen Bruder hat, der bald zweiundzwanzig Jahre alt und ſo unbeſonnen iſt, als ob er erſt fünfzehn zählte. — Hat die zu verkaufende Beſitzung einen Namen?«

»Ja, Madame, man nennt ſie das Sykomorenhaus.«

»O, dann iſt es die unſrige nicht,« erwiedert Virginie vom Stuhl auffahrend; »unſer Beſitzthum heißt die Klatſchroſenwieſe.«

»Ein hübſcher Name,« ſagt Oswald. »Es muß ſchön dort ſein.«

»O ja, es iſt ſehr ſchön. Denken Sie ſich eine große Wieſe, wo das Gras von Thymian, Quendel und Veilchen durchduftet iſt, wo die Klatſchroſen wie Pilze wachſen. Es iſt ein reizender Anblick; ich ging täglich mit meinem

Digitized by Google

Bruder dort hin, um zu ſpielen. — Des Sykomorenhauſes erinnere ich mich auch noch; es war eine ſchöne Beſitzung, viel bedeutender als die unſerige; das Haus war wie ein kleines Schloß und hatte einen Park, deſſen Mauer an unſere Wieſe ſtieß . . . nicht wahr, Tante?«

»Ja, es war eine ſehr große Beſitzung. Man konnte durch eine kleine Pforte aus dem Park ſogleich auf die Wieſe kommen.«

»Aber, Tante, es war ein Weg zwiſchen unſerer Wieſe und der Parkmauer . . . oder vielmehr ein ſchmaler Pfad, kaum ſo breit wie dieſes Zimmer. Ich war damals noch ein Kind, aber ich weiß es noch ſo gut, als ob ich es geſtern erſt geſehen hätte.«

»Das Sykomorenhaus,« ſagt Madame Rennecart, »gehörte damals einem ſehr bejahrten Herrn Namens Duvalloir.«

»Duvalloir . . . ganz recht, ſo heißt der Herr, der geſtern Abends zu meinem Oheim kam und der dieſe Beſitzung verkaufen will. Aber er iſt nicht bejahrt, er iſt noch nicht vierzig Jahre alt.«

»Dann iſt's wahrſcheinlich der Sohn; ſein Vater wird geſtorben ſein und er will das ererbte Landhaus verkaufen. So machen's gewöhnlich die Kinder, ſie pflegen wenig Gefallen an Dingen zu finden, welche den Eltern theuer und werth waren, und haben oft nichts Eiligeres zu thun, als das Erbe zu verkaufen, als ob ſie fürchteten, es könne ſie zu oft an die Verſtorbenen erinnern.«

»So denken wir nicht, Tante, denn es iſt mein und meines Bruders ſehnlicher Wunſch, wieder unſer liebes

Digitized by Google

Landhaus zu bewohnen. Aber Du willſt nicht, daß mein Bruder es zurückkaufe . . .«

»Ich will nicht, ſagſt Du! . . . Armes Kind, ich wäre überglücklich, wenn ich es erlebte. Du weißt es wohl.«

»Ja wohl, Tante, Du haſt uns recht lieb und biſt immer gütig gegen uns geweſen; aber Du haſt kein Vertrauen zu meinem Bruder.«

»Vertrauen! . . . Ich frage Sie, Herr Oswald, ob man zu einem Wildfang, der es nirgends aushält, Vertrauen haben kann?«

Der junge Mann antwortet nur mit einer Kopfbewegung, die ihn nicht compromittirt; aber während er der alten Dame aufmerkſam zuzuhören ſcheint, ſind ſeine Augen ſehr angelegentlich mit einem ſchmalen ſchwarzen Bande beſchäftigt, das er auf dem Kleide ſeiner jungen Nachbarin bis auf den Fußboden herabhängen ſieht; ſo oft als ſich Virginie rührt, bewegt ſich auch das Band, es muß alſo an ihr feſtſitzen, und der ſchüchterne Oswald fühlt ein unerklärliches Verlangen, ſich des Bandes zu bemächtigen.

»Und überdies, mein lieber Herr,« fährt Madame Rennecart fort, »ſollten die Kinder bedenken, daß ſie in der Beſitzung des Vaters vielleicht einen von dieſem verborgenen Schatz finden könnten . . .«

»Wie! Madame, das Haus, welches Ihrem Herrn Bruder gehört hat, ſollte einen Schatz enthalten?«

»Nein, das Haus nicht, er hatte ihn in der Wieſe verborgen.«

»Aber warum hat man ihn denn nicht mitgenommen, er gehörte ja ſeinen Kindern.«

Digitized by Google

»Warum? weil man vor Allem hätte wissen müssen, an welcher Stelle er verborgen war. — Sie verstehen nicht, hören Sie nur, ich will es Ihnen zu erklären suchen. Mein Bruder kam kurze Zeit vor seinem Tode auf den unglücklichen Gedanken, sich in Speculationen einzulassen und mit Betrügern gemeinsame Sache zu machen. Wenn man ehrlich ist, ist man nicht genug auf der Hut. Kurz, mein Bruder, obgleich mit seinen neuen Speculationen sehr beschäftigt, spazierte sehr gern auf dieser schönen Wiese, die zu seiner Besitzung gehörte. Eines Morgens, als er nach Hause kam, sagte ich zu ihm: »Du hast wohl deinen Spaziergang auf der Wiese gemacht?« Er reibt sich die Hände und antwortet sehr vergnügt: »Ja, ich habe meinen Schatz besucht.« — »Wie! was für einen Schatz?« frage ich. — »Einen Schatz, den ich auf der Wiese versteckt habe. Du wunderst Dich darüber, Schwester; aber es ist wirklich so.« — »Wirklich?« erwiederte ich; »Du hast auf der Wiese einen Schatz verborgen . . . und zu welchem Zwecke?« — »Um meinen Kindern einst eine Ueberraschung zu bereiten . . . insbesondere meinem Sohne Horace.« — »An welcher Stelle ist denn dieser Schatz verborgen?« — »Wenn ich Dir's sagte, so würdest Du sogleich nachgraben, und eben das will ich nicht. Du wirst mir einen Gefallen thun, wenn Du nicht wieder sagst, was ich Dir mitgetheilt habe.«

»Mein Bruder verließ mich. Ich hielt reinen Mund, weil er es gewünscht hatte, aber ich dachte oft daran. Einige Tage nachher begegnete ich wieder meinem Bruder, der von der Wiese kam. »Hast Du deinen Schatz besucht?« frage ich ihn. — »Ja wohl, und ich habe sogar noch etwas dazu-

Digitized by Google

gelegt,« antwortet er lächelnd. »Du möchteſt wiſſen, wo mein Schatz iſt, nicht wahr? Aber es iſt noch nicht Zeit; ſpäter will ich Dir's ſagen. Es hat keine Eile; ich will euch eine Ueberraſchung bereiten.«

»Ach! einige Tage ſpäter erkrankte der liebe Vermont, und in einer Woche war er todt. Wir ahnten keineswegs, daß wir ihn verlieren könnten; er war ein ſtarker, kräftiger Mann in ſeinen beſten Jahren. Aber ſolche Menſchen ſcheiden manchmal am früheſten. — Sie können denken, daß ich während ſeiner Krankheit nicht nach dem Schatze fragte, und ſo hat er ſein Geheimniß mit in's Grab genommen. Es iſt ein Unglück für die lieben Kinder, die vielleicht ein kleines Vermögen gefunden hätten. Nun bleibt der Schatz vielleicht in der Erde vergraben, ohne daß man ihn auffindet . . . und gleichwohl bin ich feſt überzeugt, daß auf der Wieſe ein Schatz verborgen iſt.«

Oswald hatte die Erzählung ohne große Theilnahme angehört. Ein anderer Gegenſtand hatte ſeine Aufmerkſamkeit in weit höherem Grade gefeſſelt; es war ihm gelungen, das herabhängende ſchwarze Band unbemerkt zu ergreifen und an ſich zu ziehen. Auf einmal hatte das Band Widerſtand geleiſtet; Virginie hatte einen kleinen Schrecken bekommen, denn es war ihr Schürzenband, es war aufgegangen und hing auf einer Seite herab. Die Schürze war jedoch mit Nadeln feſtgeheftet, und während Oswald das Band immer mehr an ſich zieht, fühlt Virginie einen Ruck. Sie ſieht zu, woher das wohl kommen könne, und bemerkt, daß ihr Nachbar am Schürzenbande zieht. Im erſten Augenblick will ſie ihm das Band entreißen, aber ſie thut es nicht,

Digitized by Google

die Spannung des Schürzenbandes verurſacht ihr ein ſo eigenthümliches Wohlbehagen, daß ſie Oswald kein Hinderniß in den Weg legt; aber nach einer kleinen Weile legt ſie auch die Hand auf das Schürzenband und zieht es etwas an ſich; Oswald läßt nun ein wenig nach, aber ohne ganz los zu laſſen, und dann zieht er es wieder an ſich.

Dieſe Tändelei machte den beiden jungen Leuten ein außerordentliches Vergnügen; das Schürzenband wurde abwechſelnd nach der einen und der anderen Seite gezogen, und die beiden Hände waren ſich ſchon ganz nahe gekommen, als Madame Rennecart, erſtaunt über die Schweigſamkeit ihres Zuhörers, ihm aus Leibeskräften zuruft:

»Haben Sie mich nicht verſtanden?«

Oswald erſchrickt, läßt das Schürzenband los und ſtammelt:

»Ja wohl, Madame ... ich habe recht gut verſtanden: Sie haben einen Schatz auf der Wieſe verborgen ...«

»Nein, ich nicht, ſondern mein Bruder, der Vater Virginiens, hat den Genieſtreich gemacht. Und wir wiſſen nicht, an welcher Stelle der Schatz vergraben iſt.«

»Ja, Madame, das meinte ich: Sie wiſſen nicht, wo er vergraben iſt. Es iſt recht fatal!«

»O, mir liegt an dem Schatze nichts,« ſagt Virginie, die ihr Schürzenband wieder zuſammenknüpft; »wenn wir nur unſere liebe Beſitzung wieder bekommen könnten.«

»Das Ganze wäre noch beſſer.«

Oswald verlängert ſeinen Beſuch ſo viel wie möglich, und Virginie, welche das Geſpräch immer im Gange erhält,

Digitized by Google

iſt ihm dabei behilflich. Aber endlich ſchlägt die Scheidestunde; für Liebende eine ſchmerzliche Stunde!

»Ich werde am Fünfzehnten wiederkommen,« ſagt der Neffe des Hausherrn; »vielleicht noch früher, wenn Ihnen mein Oheim eine Mittheilung zu machen hat.«

Virginie begleitet ihn hinaus; Beide ſagen ſich ſeufzend Lebewohl und werfen ſich Blicke zu, die beweiſen, daß das Schürzenband ſehr beredt geweſen war.

Ende des erſten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Digitized by Google